

Rezensionen

Bücher sind nicht dazu da, daß man ihnen blind vertraut, sondern daß man sie einer Prüfung unterzieht.¹

Axel Lange

Evolutionstheorie im Wandel – Ist Darwin überholt?

Berlin: Springer Sachbuch, 2020

ISBN-13: 978-3-662-60914-9, 430 Seiten, € 39,99

Rezensent:

STEPHAN KRALL²

Wenn der Begriff „Evolution“ fällt, denkt jeder wohl zuerst einmal an Darwin und seine Evolutionstheorie, obwohl diese rein formal von Darwin und Wallace stammt und aufgrund gewisser Umstände im Februar 1858 zeitgleich von beiden im *Journal of the Proceedings of the Linnean Society* veröffentlicht wurde. Darwin, der weitaus länger und intensiver an diesen Themen arbeitete als Wallace, hat allerdings nicht nur eine Theorie vorgestellt, sondern fünf:

1. Die Veränderlichkeit der Arten (die grundlegende Evolutionstheorie)
2. Die Abstammung aller Lebewesen von gemeinsamen Vorfahren (Evolution durch Verzweigung)

1 Umberto Eco: *Der Name der Rose*. Carl Hanser, 1982, S. 404.

2 **Stephan Krall** hat an der Universität Hamburg Biologie studiert und wurde an der Humboldt Universität zu Berlin zum Dr. rer. nat. promoviert. Er war 38 Jahre für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) im Aus- und Inland im Bereich Landwirtschaft und Biodiversität tätig. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen im Bereich Entstehung des Lebens, Evolution, Quantenphysik und Entomologie.

3. Den allmählichen Verlauf der Evolution (keine Sprünge, keine Diskontinuitäten), dies erhielt später den Namen Gradualismus
4. Die Vermehrung der Arten (Entstehung biologischer Vielfalt)
5. Die natürliche Selektion.

Die Theorien 1 und 2 hatten sich nach wenigen Jahren durchgesetzt, auch die Theorie 4 wurde Jahre später ebenfalls, nachdem vor allem die Kirchen nach und nach ihren Widerstand aufgaben, anerkannt. Die zwei anderen Theorien stießen seinerzeit auf teils starken Widerstand. Die Theorie 3 wurde 1972 durch einen in Fachkreisen aufsehenerregenden Artikel von Steven J. Gould (1941–2002) und Niles Eldredge (*1943) „Punctuated equilibria: An alternative to phyletic gradualism“ in Frage gestellt (Eldredge & Gould, 1972). Sie halten darin dem Gradualismus, also dem langsamen allmählichen Verlauf der Evolution, ihren Punktualismus, das unterbrochene Gleichgewicht, entgegen. Kurze Zeiträume mit schnellen Veränderungen wechseln sich nach ihnen mit langen Phasen ohne große Veränderungen ab (Stasis). Auch dies ist inzwischen weitgehend anerkannt und wird in die gängige Synthetische Theorie der Evolution (Neodarwinismus) eingebaut und an den Universitäten gelehrt.

Anders ist es mit der Theorie 5, der natürlichen Selektion als alleinigem Mechanismus für Neuerungen in der Evolution neben der Rekombination bei der sexuellen Vermehrung. Die Selektionstheorie fand nie allgemeine Anerkennung, obwohl sie auch heute noch von den meisten Neodarwinisten als einzige Theorie vertreten wird. Von Anfang an konnten viele Menschen nicht glauben, dass kleinste zufällige Mutationen dafür verantwortlich sein können, die bestehende Vielfalt in der Natur hervorzubringen. Wie kann so etwas Komplexes, aus vielen einzelnen Teilen Bestehendes, wie das Immunsystem, das nur funktioniert, wenn alle Teile entwickelt sind, durch kleine Mutationen entstehen? Aber auch viele phänotypische Merkmale, also das Äußere eines Lebewesens, ist teils so vielfältig und kompliziert, dass es fraglich war und ist, ob dafür allein die Selektion verantwortlich sein kann.

Mit dem, was aus dieser Kritik wurde, beschäftigt sich Axel Lange in seinem Buch. Und es ist viel passiert. Allerdings weniger im deutschsprachigen Raum. Und auch Bücher oder wissenschaftliche Veröffentlichungen auf Deutsch gibt es kaum, selbst wenn deutsche Forscher an diesem Thema beteiligt oder federführend sind. Dazu Lange in seiner Einleitung:

Dieses Buch ist überfällig auf dem deutschen Buchmarkt, bestätigte ein amerikanischer Evolutionsbiologe 2018 dem Verlag. Abiturse, Universitätsvorlesungen zur Evolutionsbiologie und immer noch zu viele Wikipedia-Artikel vermitteln die Evolutionstheorie im deutschsprachigen Raum so, als sei seit Jahrzehnten nichts geschehen. [...] Tatsächlich ist [...] im angloamerikanischen Raum in den vergangenen 40 Jahren Erstaunliches geschehen. Verpassen wir womöglich gerade den Anschluss? (S. XI)

Um den Zugang zu den neuesten Entwicklungen auch für Leser zu ermöglichen, die sich an englische Texte nicht herantrauen, unternimmt Lange den, wie ich meine, geglückten Versuch, einen umfassenden Überblick über die aktuelle weltweite Forschung zu dem Thema

zusammenzufassen. Er gibt einen kurzen historischen Abriss, geht auf die Entwicklung des Neodarwinismus ein, also des heutigen Paradigmas, und zeigt dann auf, wie sich beginnend mit der Evolutionären Entwicklungsbiologie (Evo-Devo) ein neues, über den Neodarwinismus hinausgehendes Denken entwickelt hat, das zur Erweiterten Synthese der Evolutionstheorie führte. Vor einer Bewertung aber einiges zu den fachlichen Inhalten des Buches.

Die Evolutionstheorie kam nicht aus dem Nichts, sondern war ein langer Weg, der weit vor Darwin begann. Berühmt geworden ist der Franzose Jean-Baptiste de Lamarck (1744–1829), der heute nur noch mit seiner Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften bekannt ist, obwohl er weit mehr zur Evolutionstheorie beigetragen hat (Lamarck, 2002). Er meinte, dass auch erworbene Eigenschaften wie der lange Hals der Giraffe, die sich immer höher zu den Blättern in den Bäumen reckt, vererbt werden kann. Das endgültige Aus für diese Theorie kam mit dem Deutschen August Weismann (1834–1914), der meinte, nachgewiesen zu haben, dass es eine Barriere zwischen den Körperzellen und den Keimzellen (Keimbahn) gibt, die einen Übergang des Erbmateriale aus den Körperzellen in die Keimzellen unmöglich macht. Dies wurde später die Weismann-Barriere genannt. Damit war der Weg frei für die Selektionstheorie als alleinigen Mechanismus für die Entwicklung des Lebens. Kleine und kleinste zufällige Mutationen erzeugen, neben der Rekombination, die Vielfalt des Lebens.

Dennoch gab es immer Forscher, die Zweifel daran hatten und weitere mögliche Mechanismen der Evolution postulierten. Der wohl erste, der dies wissenschaftlich als namhafter Biologe vorantrieb, war der Brite Conrad Hal Waddington (1905–1975). Es gibt nach ihm genetisch für die meisten Eigenschaften mehrere mögliche Entwicklungswege im Organismus, von denen sich aber jeweils einer verfestigt hat. Wenn sich aber die Bedingungen gravierend ändern, kann sich ein anderer vorhandener Weg als der erfolgreichere erweisen und den bisherigen ersetzen und sich dann ebenfalls verfestigen. Es ist wie eine Kugel, die in einer Landschaft in einem von verschiedenen Tälern rollt und sich aufgrund von Veränderungen plötzlich in ein anderes günstigeres Tal begibt. Waddington nannte diese Entwicklungspfade oder „Täler“ Creoden.

Aus diesem Ansatz entwickelte sich die Theorie der Evolutionären Entwicklungsbiologie (*evolutionary developmental biology*, Evo-Devo), wobei sie aber vermutlich ein Teil ihrer Vertreter noch in dem *mainstream* des Neodarwinismus einordnet. Sie liefert allerdings bereits wesentliche Anstöße dafür, dass man sich neben der Selektion und Rekombination über weitere Mechanismen Gedanken machen müsse. Mit der Erkenntnis, dass es nicht die DNS ist, die sich von selbst abspult, sondern Genschalter innerhalb und außerhalb der Doppelhelix diese jeweils an- und abschalten, wurden von der Evo-Devo nach und nach Prinzipien postuliert:

1. Organismen verfügen über sehr ähnliche molekulare Mechanismen der Individualentwicklung wie einen „Werkzeugkasten“, der mit regulatorischen Molekülen ausgestattet ist, die die Genexpression kontrollieren.
2. Die regulatorischen Moleküle des Werkzeugkastens können unabhängig voneinander in unterschiedlichen Geweben und Körperregionen eingesetzt werden, wodurch ein modularer evolutionärer Wandel möglich wird.

3. Unterschiede in der Entwicklung können auf zeitliche oder räumliche Veränderungen der Aktivität von regulatorischen Molekülen oder auch auf Veränderungen im Ausmaß ihrer Aktivität zurückgehen.
4. Unterschiede zwischen einzelnen Arten können auf Veränderungen der Expression von Genen beruhen, die die Entwicklung steuern.
5. Ein evolutionärer Wandel von Entwicklungsprozessen kann auf Umwelteinflüsse zurückgehen, die diese Entwicklungsprozesse modulieren.

Nach der Evo-Devo gibt es nicht nur positive und negative Mutationen, wie bei der Selektionstheorie, sondern drei Arten von Mutationen, negative, neutrale und positive. Die negativen werden wieder ausselektiert, die positiven kommen zu Anwendung, aber auch die neutralen werden meist beibehalten, weil sie nicht schädlich sind, aber sich später vielleicht einmal als nützlich herausstellen und dann zu positiven Mutationen werden, während andere wiederum von positiven zu neutralen oder negativen werden können.

In den letzten rund 20 Jahren entstand eine weitere Forschungsrichtung oder Teildisziplin, die Epigenetik, die quasi Lamarck aus der Mottenkiste holte. Es scheint möglich zu sein, dass sich doch erworbene Eigenschaften in einem gewissen Maß vererben können und damit die Weismann-Barriere überwinden. Man stellte dies u. a. in der Zwillingsforschung fest. Und man fand heraus, dass Eigenschaften nicht nur in der DNS codiert sind, sondern sich auch außerhalb des Zellkerns in der Eizelle befinden. Das steht in Übereinstimmung mit den Genschaltern, die die DNS je nach Bedarf an- und abschalten. Nicht der gesamte Bauplan eines Organismus liegt in der DNS, sondern nur die verschiedenen Codes für die Proteinsynthese, die unterschiedlich kombiniert werden können, um dann entsprechende Phänotypen zu erzeugen. Die Genschalter können durch Umwelteinflüsse verändert werden.

Interessanterweise hat die Epigenetik, die allerdings weit mehr umfasst als nur die Vererbung erworbener Eigenschaften, mit diesem Aspekt Einzug in moderne Lehrbücher für das Biologiestudium gefunden, wie auch die Evo-Devo (Sadava, 2019). In demselben Buch tauchte beides in der Auflage von 2004 nicht einmal begrifflich auf.

Angeregt durch die Postulierungen der Evo-Devo bildete sich ein weltweites Netzwerk, das an diesen spannenden Punkten weiter forschte und forscht. Eine Reihe der Vertreter formulierten die Erweiterte Synthese, weil sie meinen, dass der Neodarwinismus (Moderne Synthese oder Synthetische Theorie) zumindest ergänzt werden muss. Einige dieser Vertreter finden allerdings, dass die „Angebote“, die sie den Neodarwinisten gemacht haben, nicht angenommen wurden und es deshalb an der Zeit sei, eine neue Theorie zu postulieren. Dazu gehört die Polin Eva Jablonka, die in dem Buch von Lange interviewt wird. Sie sagt dort:

Das Adjektiv „erweitert“ wurde unter anderem gewählt, um einen Dialog mit Befürwortern der Modernen Synthese zu ermöglichen, damit diese erkennen, dass es keinen Wunsch gibt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Das war eine etwas naive Annahme, weil die andere Seite sie nicht honorierte, vielleicht sogar als Zeichen der Schwäche sah. (S. 246)

Die Erweiterte Synthese hat nach Aussage von Lange vier hauptsächliche Forschungsrichtungen:

1. Evo-Devo („Das Beste aus zwei Welten“)
2. Inklusive Vererbung
3. Entwicklungsplastizität
4. Nischenkonstruktion.

Die Grundpfeiler von Evo-Devo wurde bereits erläutert. Unter *inklusive Vererbung* wird neben der klassischen auch die nicht-zufällige Mutation und die epigenetische Vererbung verstanden, also die Vererbung erworbener Eigenschaften. Neben der genetischen gibt es auch noch die kulturelle Vererbung in Form von erlernter Verhaltensvererbung.

Entwicklungsplastizität beschreibt die Umwelt in einer neuen Rolle. In der Synthetischen Theorie passen sich Populationen an die Umwelt an, und Vorteile, die durch Mutationen entstanden sind, werden positiv selektiert. Nach der Erweiterten Theorie verändert auch die Umwelt die Organismen. Der Phänotyp ist demnach sowohl eine Kreation der Gene als auch der Umwelt. Die phänotypische Plastizität ist die Fähigkeit eines individuellen Organismus, seinen Phänotyp als direkte Antwort auf Umweltstimuli oder -inputs zu ändern. Wenn bei diesen Prozessen die Entwicklung im Mittelpunkt steht, wird es Entwicklungsplastizität genannt.

Der vierte Pfeiler ist die *Nischenkonstruktion*. Bei der Synthetischen Theorie passt sich das Individuum oder die Population passiv an eine vorhandene Nische an. Bei der Erweiterten Synthese kann sich eine Art eine Nische ursächlich und nicht zufällig selbst schaffen, die dann ein Teil ihrer Selektionsbedingungen sowie auch der anderer Arten wird. Soziale Insekten, wie z. B. Termiten und Ameisen, schaffen sich ein klimatisch angepasstes Ambiente (Temperatur, Luftfeuchte, Licht) und passen sich dann genetisch an diese neuen Umweltbedingungen immer weiter an. Dies gilt dann auch für andere Arten in ihrer Umgebung, z. B. Parasiten, die sich ebenfalls an das System anpassen.

Die zentrale Aussage der Erweiterten Synthese ist die Einführung und Beschreibung der aktiven Rolle von Individuen in der Evolution, die weit über den rein passiven Mechanismus der Selektion zufälliger Mutationen hinausgeht. Im Grunde wird ein Lamarckismus *light* wieder eingeführt. Darüber hinaus ist die Grundlage ein systemisches Denken auf Ebene der Zellen, Zellverbände und ganzer Organismen. Genschalter werden vom System nach Bedarf aktiviert, um verschiedene physiologische Abläufe und Phänotypen zu erzeugen.

Unklar bleibt allerdings an diesem Punkt, was die Genschalter auslöst, um die jeweiligen Abschnitte der DNS zu aktivieren. Wie in der systemtheoretischen Literatur wird es auch hier als eine sich im System entwickelnde Eigenschaft gesehen. Lange vertritt hier einen klaren Monismus.

Sein Fazit und sein Ausblick ist, dass nicht notwendigerweise nur eine Theorie in einem bestimmten Bereich der Biologie gültig sein muss:

Warum sollte die Wissenschaft einer Methode verpflichtet sein, die die Suche nach einer Einheitlichkeit diktiert, wenn es keine Belege dafür gibt, dass die Ergebnisse der Evolution nur auf einem bestimmten Weg zustande kommen? (S. 346)

Auch Darwin war übrigens fest davon überzeugt, „dass die natürliche Zuchtwahl [Selektion] das wichtigste, wenn auch nicht das einzige Mittel der Abänderung“ der Lebensformen sei (Darwin, 1976: 29).

Lange gehört dem Lager an, das der Meinung ist, dass die Synthetische Theorie nicht verworfen werden muss, sondern in die Erweiterte Synthese integriert werden kann, was den Vertretern der Synthetischen Theorie natürlich ebenso wenig gefallen wird wie der vollständige Ersatz durch eine neue Theorie.

Interessant ist noch, welche Rolle Lange der Philosophie beimisst: „Die Naturwissenschaft braucht die Philosophie. Es hat daher gute Gründe, dass die Erweiterte Synthese der Evolutionstheorie eng mit Philosophen zusammenarbeitet“ (S. 347). Er begründet das damit, dass die Bedeutung und Geltung sprachlicher Äußerungen in allen Formen ihres Auftretens, Verfahren und Strukturen von Begriffs- und Theoriebildung Gegenstand der Philosophie sind. Hier trifft er sich mit berühmten Biologen wie z. B. Ernst Mayr (1904–2005) (Mayr, 1998).

So weit in Kürze die Inhalte des Buches. Die Zahl der Forscherinnen und Forscher, die zur Erweiterten Synthese beitragen, nimmt ständig zu. Evo-Devo als eine Komponente davon ist bereits 40 Jahre alt.

Den Aufbau des Buches finde ich sehr gelungen, insofern Lange auf den ersten 100 Seiten die Geschichte der Evolutionstheorie beginnend mit dem Darwinismus über das Standardmodell der Evolution (Neodarwinismus) hin zu der Entwicklung der Evolutionären Entwicklungsbiologie (Evo-Devo) schildert. Letztere belegt er in einem eigenen Kapitel mit ausführlichen Forschungsergebnissen. Erst dann kommt er zu den am weitesten gehenden Theorien der Erweiterten Synthese, die er ebenfalls immer mit konkreten Forschungsergebnissen belegt. Ein wesentlicher Teil dieser neuen Theorien überschneiden sich allerdings mit denen von Evo-Devo.

Am Ende des Buches widmet er 80 Seiten „Theorien zur Evolution des Denkens“ und der „Evolution des Menschen in seiner (nicht-)biologischen Zukunft“. Damit streift er Themen, die einem heutzutage häufiger begegnen, wie die synthetische Biologie oder die künstliche Intelligenz. Die Rolle der Kultur in der menschlichen Evolution schätzt Lange als sehr wichtig ein und stellt sie fast gleichberechtigt neben die biologische. Darüber kann man sicherlich unterschiedlicher Ansicht sein. Die künstliche Intelligenz, von der viele Forscher meinen, sie könne eines Tages dem Menschen das Wasser abgraben, schätzt Lange in meinen Augen sehr realistisch ein, und es „ist letztlich das Selbst eines Menschen eben kein neuronales Objekt, sondern eine untrennbare, integrierte Einheit aus Körper und Geist“ (S. 325).

In diesen beiden Kapiteln wird Lange auch politisch und äußert sich nicht nur zum kapitalistischen System, sondern auch zu Alternativen skeptisch, indem er hinweist auf das „völlige Fehlen einer global anwendbaren Alternative zum gegenwärtigen, vermeintlich so erfolgrei-

chen neoliberalen, kapitalistischen Wirtschaftssystem und seinen Finanzinstitutionen“ (S. 331). Sein Credo ist:

Die Zukunft des Menschen ist technikdominiert. Diese Entwicklung drängt die natürliche Selektion massiv zurück. Neben dem *genome editing*, das zukünftig auch in die Keimbahn eingreifen wird, beobachten wir eine immer stärker werdende Mensch-Maschine-Koevolution. (S. 334)

Wenn man sieht, wie der Mensch global vor dem SARS-CoV-2 einknickt, ist es fraglich, ob es immer eine technische Lösung geben wird und Lange mit seiner Einschätzung richtig liegt.

Das Buch ist mit teils farbigen Abbildungen bestückt, was ich gut gelungen finde. Hervorzuheben sind auch die sechs ausführlichen und aufschlussreichen Interviews, die Lange mit zentralen Figuren dieser neuen Forschungen geführt hat. Er selbst gehört übrigens auch zu den Forschern, stellt sich aber zu Beginn des Buches vor. Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Inhaltsangabe und der Auflistung der wichtigsten Fachbegriffe in dem jeweiligen Kapitel. Am Ende jedes Kapitels steht eine Zusammenfassung, und es wird nicht nur die zitierte Literatur angeführt, sondern es werden auch „Tipps zum Weiterlesen und Weiterklicken“ gegeben. Abgerundet wird das Buch, indem alle wesentlichen Forscherpersönlichkeiten, von denen viele den meisten Leser nicht bekannt sein dürften, in einer kurzen Vita und z. T. mit Bild vorgestellt werden.

Ich glaube, das Buch schließt tatsächlich eine Lücke, denn auch mir, der sich seit Jahrzehnten mit diesem Thema beschäftigt hat, sind viele Forschungen der letzten Jahre unbekannt geblieben.

Zum Schluss, wie es auch Lange macht, noch Tipps zum Weiterlesen auf Deutsch. Allerdings alles Veröffentlichungen, auf die Lange in seinem aktuellen Buch auch eingeht und die z. T. schon älter sind. Die ersten beiden sind Übersetzungen aus dem Englischen:

Jablonka, E., & Lamb, M. J. (2017). *Evolution in vier Dimensionen: Wie Genetik, Epigenetik, Verhalten und Symbole die Geschichte des Lebens prägen*. S. Hirzel.

Jablonka, die von Lange in seinem Buch interviewt wurde (siehe oben), ist eine vehemente Vertreterin einer neuen Theorie, statt der Integration in die vorhandene. Sie geht wesentlich ausführlicher als Lange auf die Epigenetik und die Verbindung zu Lamarck ein.

Kirschner, M. W., & Gerhart, J. C. (2007). *Die Lösung von Darwins Dilemma: Wie die Evolution komplexes Leben schafft*. Rowohlt.

Dieses Buch ist schon älter, aber eines der wenigen, die ins Deutsche übersetzt wurden, und eines das Lange ausführlich würdigt. Kirschner und Gerhart gehören eher zu den Vertretern von Evo-Devo.

Lange, A. (2017). *Darwins Erbe im Umbau: Die Säulen der Erweiterten Synthese in der Evolutionstheorie* (2. überarbeitete, aktualisierte Aufl.). Königshausen & Neumann.

Langes erstes Buch zu dem Thema datiert von 2014. Die überarbeitete und aktualisierte Version von 2017 wurde nur noch als eBook veröffentlicht. Er erwähnt in seinem Buch von 2020, dass in diesem eBook von 2017 auf bestimmte Aspekte wesentlich ausführlicher eingegangen wird.

Literatur

- Darwin, C. (1976). *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*. Philipp Reclam Jun. (Original erschienen 1859.)
- Eldredge, N., & Gould, S. J. (1972). Punctuated equilibria: An alternative to phylogenetic gradualism. In T. J. M. Schopf (Hrsg.), *Models in paleobiology* (S. 82–115). Freeman, Cooper and Co.
- Lamarck, J.-B. de (2002). *Zoologische Philosophie: Teil 1–3. Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften*. Harri Deutsch. (Original erschienen 1809.)
- Mayr, E. (1998). *Das ist Biologie: Die Wissenschaft des Lebens*. Spektrum Akademischer Verlag.
- Sadava, D., Hillis, D. M., Heller, H. C., & Hacker, S. D. (2019). *Purves Biologie* (10. Aufl.). Springer.

Andreas Anton, Michael Schetsche

Sie sind da

Wie der Erstkontakt mit Aliens unsere Gesellschaft verändern könnte – ein Gedankenexperiment

München: Komplett-Media, 2020

ISBN-13: 978-3-8312-0550-9, 235 Seiten, € 25,00

Rezensent:

GERHARD MAYER³

Sie sind da lautet der Titel eines jüngst herausgekommenen Buches der beiden Soziologen Andreas Anton und Michael Schetsche, das sich mit der Frage beschäftigt, welche Konsequenzen ein Erst-Kontakt mit intelligenten außerirdischen Lebewesen hätte. Es geht also um ein futurologisches „Was-wäre-wenn“-Szenario. Das Buch ist die populärwissenschaftliche Version des Bandes *Die Gesellschaft der Außerirdischen. Einführung in die Exosoziozoologie* (Schetsche & Anton, 2019), welches bei Springer VS erschienen und durchaus auf ein gewisses Interesse gestoßen ist, was eben zur Herausgabe einer günstigeren und um soziologische Fachtermini und Fußnoten reduzierten Version geführt hatte.

3 **Gerhard Mayer** ist Psychologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg i. Br.; verantwortlicher Redakteur der *Zeitschrift für Anomalistik*, seit 2012 Geschäftsführer der Gesellschaft für Anomalistik e.V. E-Mail: mayer@anomalistik.de

Während der Gegenstand der Exosozio­logie in ihren ersten Ansätzen auf den Blick nach außen ins Weltall reduziert war und in Anlehnung an die Exobiologie sich mit der Frage nach der „Entstehung und Verbreitung von intelligentem Leben [...] und nach der Möglichkeit oder auch Unmöglichkeit, mit Außerirdischen zu kommunizieren“ (S. 29) beschäftigt hatte, so hat sich das Spektrum der Forschungsfragen inzwischen und mit dem aktuellen Ansatz von Schetsche und Anton stark erweitert. Dies betrifft vor allem die Perspektive auf die sozialen Folgen eines Kontaktes mit außerirdischen intelligenten Lebensformen auf der Erde selbst. Die Autoren stellen eine Liste von fünf Leitfragen auf, an denen sich „diese Wissenschaft zwischen Futurologie und Fremdheitsforschung“ (S. 42) orientieren sollte. Sie sollte (1) „die naturwissenschaftliche Suche nach Außerirdischen kritisch begleiten“ (ebd.), (2) über die potenziellen kulturellen, religiösen, politischen und ökonomischen Folgen eines Kontakts mit einer außerirdischen Zivilisation nachdenken, (3) das Verhältnis zwischen fiktionalen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema untersuchen, (4) Fremdheits- und Xenophobie-Forschung betreiben, denn eine außerirdische Zivilisation stellt potenziell etwas „maximal Fremdes“ dar (vgl. Schetsche [Hrsg.], 2004), und schließlich (5) Reflexionen über eine extra-humane Ethik anstellen, d. h. eine Ethik, die nicht auf den Menschen begrenzt bleibt.

Die ersten Ansätze des russischen Radioastronomen Samuil A. Kaplan im Jahr 1969 und die (wenigen) nachfolgenden Versuche weiterer Wissenschaftler zu diesem Thema hatten nur eine mäßige Resonanz hervorgerufen. Die Tatsache, dass es nun anders behandelt wird, hat nicht zuletzt mit einer neuen Bewertung der „Stellung des Menschen im Kosmos“ (um Schelers Buchtitel etwas missbräuchlich zu benutzen) zu tun. Die rezenten mannigfachen Entdeckungen lebensfreundlicher Planeten ließ die allgemeine wissenschaftliche Einschätzung, ob extraterrestrisches Leben existiert, in wenigen Jahren von „extrem unwahrscheinlich“ nach „äußerst wahrscheinlich“ umkippen. Dessen Übertragung auf die Existenz von *intelligentem* extraterrestrischem Leben (ETI) ist dann vor dem Hintergrund der betroffenen Zeit- und Raumdimensionen und der in den Naturwissenschaften verbreiteten areligiösen Erklärungsmodelle nur noch eine Frage logischen Schließens und Extrapolierens. Würde also bis vor wenigen Jahrzehnten jemand, der extraterrestrisches intelligentes Leben für möglich hält, gern als abergläubischer Spinner diffamiert – immerhin enthält noch die „Revised Paranormal Belief Scale“ (Tobacyk, 2004) das Item „There is life on other planets“ neben solchen wie „There is a heaven and a hell“ oder „The number ‚13‘ is unlucky“ –, würde heute wohl eher ein Naturwissenschaftler, der dies nicht tut, von den Kolleginnen und Kollegen belächelt.

Anton und Schetsche nehmen selbstredend die Möglichkeit intelligenten extraterrestrischen Lebens sehr ernst, denn sonst bliebe ja die Exosozio­logie ein theoretisches Unterfangen, ein „Glasperlenspiel“ ohne praktische Relevanz. Sie begründen ihre Position im Kapitel „Was weiß die Wissenschaft über die Verbreitung von Leben und Intelligenz?“ Darin wird die berühmte Gleichung des US-amerikanischen Astrophysikers Frank Drake zur Schätzung der Zahl technisch entwickelter außerirdischer Zivilisationen in unserer Galaxis aus dem Jahr 1961 vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands systematisch durchgearbeitet. Zwar bleibt die Abschätzung einiger Elemente der Gleichung immer noch mit großen Unsicherheiten behaftet und ist daher hochgradig spekulativ, doch ergibt sich insgesamt ein sehr viel klareres Bild, als es

noch bis vor einigen Jahren möglich gewesen wäre. Und dieses Bild weist deutlich darauf hin, dass das Ernst-Nehmen des Themas sehr gut begründet ist.

Nun hat die wissenschaftliche Suche nach außerirdischer Intelligenz durchaus eine lange Tradition, und sie ist vielen unter dem Namen SETI (=Search for Extraterrestrial Intelligence) ein Begriff. Die oben erwähnte Drakesche Gleichung stand am Beginn dieses Unterfangens. Dieses Suchprogramm wird immer noch betrieben, auch wenn sich die Projekte und die Finanzierung im Laufe der Jahre geändert haben. Die Tatsache, dass es so langlebig ist und letztlich trotz der außergewöhnlichen Hypothese der möglichen Existenz extraterrestrischen intelligenten Lebens über die Zeit hinweg ernst genommen wurde, wurde mit einem speziellen Zuschnitt und einer entsprechenden Limitierung der Perspektive erkaufte. Nur in deutlicher Abgrenzung von dem Bereich der Ufologie und den Vorstellungen eines möglichen oder bereits existierenden bzw. stattgefundenen Nahkontakts mit außerirdischen Intelligenzen scheint das Programm wissenschaftliche Akzeptanz finden zu können.

Diese Monopolisierung der wissenschaftlichen Deutungshoheit über das ETI-Thema wird von Anton und Schetsche zu Recht scharf kritisiert, denn deren Ansatz hat signifikante Schwachstellen, deren wichtigste sich unter dem Begriff „Kontaktoptimismus“ zusammenfassen lassen. Damit ist die Menge der Voraussetzungen gemeint, die für einen Erfolg des Programms erfüllt sein müssten. Auch beim Blick in die weitesten Fernen des Weltalls vermögen die SETI-Forscher nicht recht über ihren Tellerrand zu schauen: Außerirdische Intelligenz hat gefälligst „auf der selben Wellenlänge“ zu sein wie wir Menschen, um es etwas flapsig und verkürzt auszudrücken.

Dem stellen die Autoren das Konzept des „maximal Fremden“ entgegen, das die Neigung der Menschen zur Projektion ihrer Selbst in das Fremde thematisiert und dessen Grenzen bzw. Unmöglichkeit des Verstehens des „maximal Fremden“, wie es ETI darstellen könnte, aufzeigt. Doch diese Überlegungen würden den SETI-Ansatz eher gefährden, weswegen man dort auf ein explizites Desinteresse stößt. Wer wollte sich schon selbst das Wasser abgraben ...

In weiteren Abschnitten werden noch das Programm SETA zur Suche nach außerirdischen Artefakten dargestellt sowie der Frage nachgegangen, ob es nicht sinnvoller sei, sich still zu verhalten, um möglichst unentdeckt zu bleiben, als um jeden Preis interstellar auf sich aufmerksam zu machen.

Nach diesen vorbereitenden Kapiteln wird das futurologische Gedankenexperiment gestartet, wobei die Autoren drei Kontaktsszenarien durchspielen, sie mit kleinen Vignetten von möglichen Situationen in der nahen Zukunft illustrieren und die Reaktionen bzw. Folgen abschätzen: (1) ein „Signalszenario“, bei dem Radioteleskope entsprechende Signale aus den Weiten des Alls auffangen; (2) ein „Artefaktszenario“, bei dem ein künstliches Objekt nicht-irdischen Ursprungs in unserem Sonnensystem entdeckt wird; und (3) ein „Begegnungsszenario“, in dem Menschen mit einem mutmaßlich von einer Intelligenz gesteuerten nicht-irdischen Raumflugkörper konfrontiert werden. Dabei kann es sich auch um eine Maschinenintelligenz handeln. Es ist naheliegend, dass die zu erwartenden Folgen für die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche je nach Szenario sehr unterschiedlich ausfallen würden.

Insgesamt werfen Anton und Schetsche im Unterschied zu früheren Ansätzen einen pessimistischen Blick auf Kontaktsituationen mit ETI – je näher, je negativer –, und sie bemängeln das Fehlen von internationalen Bemühungen zur Auseinandersetzung mit einem solchen globalen Thema. Sie selbst machen einige Vorschläge dazu in einem entsprechenden Kapitel und formulieren „fünf Leitsätze, damit wir besser auf den Erstkontakt vorbereitet sind“ (S. 189f.).

Ich habe bislang noch nicht das erste Kapitel erwähnt, in dem ein knapper kulturhistorischer Abriss über die Beschäftigung von Menschen mit Außerirdischen gegeben wird, die bis in die Antike zurückverfolgt werden kann. Auch eine skizzenhafte Kurzanalyse zu Darstellungen im modernen Science-Fiction-Genre ist informativ, weist sie doch auf die „Spiegel“-Funktion der Außerirdischen hin, die diese in vielen entsprechenden Büchern oder Filmen haben. D. h. in solchen Fiktionen sind „Außerirdische auch nur Menschen“. Andererseits gibt es aber auch Werke wie *2001: Odyssee im Weltraum* (Stanley Kubrick, 1968), um nur ein Beispiel zu nennen, die einen ungemein befruchtenden Einfluss auf wissenschaftliche und philosophische Auseinandersetzungen mit diesem Themenfeld hatten und immer noch haben. Insofern bereichert auch dieses einleitende Kapitel die Basis, auf der die exosozialologischen Überlegungen aufbauen. Dies betrifft beide „Säulen der Exosozialologie“, die „Wissenschaftliche Zukunftsforschung“ (S. 35ff.) und die „Soziologie der Fremdheit“ (S. 38ff.).

Das Buch von Anton und Schetsche ist leicht und flüssig zu lesen, insbesondere die ersten Teile. Gegen Ende hin wirkt es ein wenig lehrbuchhaft, wie die verschiedenen Szenarien Punkt für Punkt etwas mechanisch abgearbeitet werden, was allerdings der Klarheit der Argumentation zugutekommt. Die entworfenen Bilder sind insgesamt plausibel, auch wenn man einzelne Details als überpointiert empfinden mag. Mir persönlich scheinen die projizierten Folgen im religiösen und weltanschaulichen Bereich zu gewagt und auf einer dürftigen Datenlage beruhend, die auf die noch nie dagewesenen Szenarien übertragen wird.

So werden potenzielle Massenselbstmorde im Kontext von entstehenden „Weltuntergangssekten“ prognostiziert („Hier ist also durchaus mit einer Welle von Massenselbstmorden zu rechnen“, S. 151f.) und der Fall der Selbsttötung von 39 Mitgliedern der UFO-Sekte „Heaven's Gate“ als Beispiel angeführt. Als zweite Ursache für bevorstehende Massenselbstmorde sehen die Autoren die Situation asymmetrischer Kulturkontakte, wobei eine technisch überlegene Kultur auf eine unterlegene trifft, was in einer Erschütterung des Weltbildes und in der Folge in Massenselbstmorden resultieren könne. Als Basis für diese These führen die Autoren einen ethnologischen Bericht an, demgemäß Ureinwohner der Antillen, die Arawak, nach dem Eintreffen der Kolonisatoren Massensuizid begangen hätten. Dieses Beispiel entnahmen sie einem Text des Ethnologen Klaus Müller, der wiederum einen Aufsatz des Geographen und Ethnographen Oscar Peschel (1826–1875) aus dem Jahr 1870 als Quelle angibt (Müller, 2004:

196).⁴ Müllers euphemistische Darstellung ist als Beispiel für diesen Zusammenhang ungeeignet, da sich die Arawak nicht im Kontext des Erstkontakts mit den fremden Kolonisatoren töteten, sondern nachdem sie von ihnen in eine aussichtslose Zwangssituation gebracht worden waren. Die Männer der Arawak wurden versklavt, mussten in Goldminen arbeiten und starben dabei zu Tausenden unter den harten Arbeitsbedingungen (Zinn, 2007: 12), während sie von ihren Familien weitestgehend getrennt blieben. Die Ausrottung dieses Volkes zog sich über Jahre hin, wobei der Massenselbstmord als Reaktion auf die erfahrenen Grausamkeiten nur ein Faktor dabei war. Kollektiver Selbstmord, um unsäglichem Leiden zu entgehen oder die kulturelle Identität zu wahren – dies dürfte die Basis für die meisten Massensuizide darstellen: ein kriegerisches oder gewalttätiges Geschehen, in dem die unterlegene Partie lieber stirbt, als sich den Siegern oder Unterdrückern zu unterwerfen. Die Arawak reagierten nicht „so extrem, weil ihr Weltbild zusammenbrach“ bzw. weil „sie mit Wesen konfrontiert [waren], für die es in ihrer gedanklichen Ordnung der Welt keinen Platz gab“, wie Anton und Schetsche annehmen (S. 147), sondern weil sie sich in einer verzweifelten Leidenssituation befanden, aus der sie keinen Ausweg mehr sahen.⁵

Die Autoren sind sich der Unsicherheiten bei dem Entwerfen futuristischer Spekulationen durchaus bewusst, und sie benennen dieses Problem immer wieder, beispielsweise wenn sie schreiben: „Auch aus asymmetrischen Kulturkontakten in der Geschichte der Menschen

4 Peschel wiederum hat seine Informationen aus dem Werk *Historia de las Indias* des spanischen Theologen Bartolomé de Las Casas (1484 od. 1485–1566), der glaubwürdige, wenngleich auch etwas partiisch gefärbte ethnographischen Berichte über die Geschehnisse verfasste (Casas, 1986; siehe dort auch die Einführung von Hans-Joachim König, S. 15–24). Las Casas, der als einer der ersten Verteidiger der Rechte der Indios gilt, klagt in seinen Schriften die Grausamkeit der spanischen und portugiesischen Eroberer an. Peschel hingegen benutzt das Beispiel, um seine Theorie des Zusammenhangs von Geographie, Rassenzugehörigkeit und kulturellem Lebensstil zu stützen. Er prognostiziert das Untergehen indigener Völker allein aufgrund ihres nicht mehr adäquaten Lebensstils, zu dem sie sich gezwungen sehen und der ihnen die Lust am Leben nimmt. Im 20. Jahrhundert sollen demgemäß z. B. die „Rothhäute“, also die Native Americans verschwunden sein, wie „es vielleicht im nächsten Jahrhundert keinen Australier mehr geben [wird]“ (Peschel, 1870: 438). Der Autor schreibt weiter: „Vor allen Dingen ist nicht etwa an eine blutige Unterdrückung zu denken. [...] Nicht Grausamkeit oder Bedrückung haben irgendwo einen Menschenstamm völlig ausgerottet, selbst neue Krankheiten [...] haben nicht Völker vertilgt, und noch weniger die Branntweinseuche, sondern ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenstämme, nämlich der Lebensüberdruß. Die unglücklichen Bewohner der Antillen tödteten sich auf Verabredung gemeindeweise theils durch Gift, theils durch den Strick“ (ebd.).

5 Der Historiker Howard Zinn schreibt dazu: „Die Arawak versuchten, eine Widerstandarmee aufzubauen, aber sie standen Spaniern mit Rüstungen, Musketen, Schwertern und Pferden gegenüber. Wenn die Spanier Gefangene nahmen, hängten sie sie oder verbrannten sie bei lebendigem Leib. Massenselbstmord, mit Maniok-Gift, machte sich unter den Arawak breit. Kleinkinder wurden getötet, um sie vor den Spaniern zu bewahren. Innerhalb von zwei Jahren war die Hälfte der 250.000 Indianer auf Haiti tot – durch Mord, Verstümmelung oder Suizid“ (Zinn, 2007: 12).

kann man nicht sicher auf eine Begegnung mit Außerirdischen schließen“ (S. 150), oder: „was das Ereignis religiös auslösen wird, scheint ebenfalls kaum absehbar“ (S. 151). Dennoch ist ihnen zuzustimmen, wenn sie auf den Sinn des Entwerfens solcher Szenarien hinweisen. Gerade auch gewagte Thesen, die zum Denken und ggf. zum Widerspruch anregen, können zu einer Bereicherung der Auseinandersetzung und einer Stimulation des Feldes führen.

Ich habe das Buch mit Gewinn gelesen und kann es allen empfehlen, die sich ohne anstrengenden wissenschaftlichen Ballast in das Thema einlesen und die zentralen Fragestellungen zum Verhältnis „von Menschen und Außerirdischen“ (um ein weiteres Mal einen Buchtitel – dieses Mal nicht missbräuchlich – zu zitieren) kennenlernen möchten. Auch wenn der Titel *Sie sind da* – wohl notgedrungen – etwas reißerisch daherkommt, auch wenn es sich um ein populärwissenschaftliches Buch handelt, fehlt es nicht an der Substanz und Gründlichkeit der Überlegungen. Für diejenigen, die sich intensiver mit dem Thema befassen wollen, sei zur doppelt so teuren „Studienausgabe“ *Die Gesellschaft der Außerirdischen: Einführung in die Exosozioologie* geraten. Dort kann man den entsprechenden wissenschaftlichen Apparat mit ausführlichen Referenzen finden.

Literatur

- Casas, B. d. L. (1986). *Historia de las Indias* (3 Bände). Fondo de cultura economica. Erstausgabe 1875-1876 in Madrid. Auszüge in deutscher Übersetzung in Casas, B. d. L. (1995). *Werkauswahl, Band 2: Historische und ethnographische Schriften*. Herausgegeben von Mariano Delgado. Schöningh.
- Müller, K. E. (2004). Einfälle aus der anderen Welt. In M. Schetsche (Hrsg.), *Der maximal Fremde: Begegnungen mit dem Nichtmenschlichen und die Grenzen des Verstehens* (S. 191–204). Ergon.
- Peschel, O. (1870). Ueber den Einfluß der Ortsbeschaffenheit auf einige Arten der Bewaffnung. *Das Ausland*, 43(19), 433–439.
- Schetsche, M. (Hrsg.) (2004). *Der maximal Fremde: Begegnungen mit dem Nichtmenschlichen und die Grenzen des Verstehens*. Ergon.
- Schetsche, M. T., & Anton, A. (2019). *Die Gesellschaft der Außerirdischen: Einführung in die Exosozioologie*. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-21865-2>
- Tobacyk, J. J. (2004). A revised Paranormal Belief Scale. *International Journal of Transpersonal Studies*, 23(1), 94–98. <https://doi.org/10.24972/ijts.2004.23.1.94>
- Zinn, H., & Bonin, S. (2007). *Eine Geschichte des amerikanischen Volkes* (1. Aufl.). Schwarzerfreitag.

David Goudsward

Sun, Sand, and Sea-Serpents

San Antonio: Anomalist Books, 2020

ISBN 13: 978-1949501117, 230 Seiten, ca. € 20,00

Rezensent:

ULRICH MAGIN⁶

Am 21. April 1840 befand sich die französische Bark „Ville de Rochefort“ auf der Fahrt von Vera Cruz nach Havanna, als der Ausguck niedrige Felsen im Meer meldete. Diese Felsen änderten ihre Anordnung, und rund um sie vermochte die Crew Schaum zu erkennen. Der Kapitän des Schiffes, d'Abnour, betrachtete das ungewöhnliche Phänomen durch ein Fernglas. Nun bemerkte er, dass die Untiefe tatsächlich aus einer langen Reihe riesiger Ringe bestand, die nur ein paar Fuß weit über die Meeresoberfläche ragten. An einem Ende der Reihe hob sich ein riesiger Schwanz, der Länge nach in zwei Hälften geteilt, aus dem Wasser und legte sich auf die Schlingen. Am anderen Ende konnte er eine „Membrane“ erkennen, die sich zwei Meter übers Meer erhob und sich in einem Winkel gegen den Rest des Ungeheuers neigte. Eine riesige Antenne (oder ein Fühler) stieg kurz darauf acht Meter über das Wasser.

Der Bericht des Kapitäns erschien zunächst im *Journal du Havre* und als Übersetzung in der Londoner Zeitung *The Standard*. Dort fand ihn der erste Biograf der Seeschlange, der Niederländer A. C. Oudemans (1892: 255–257). Er hielt die Sichtung für authentisch, vermochte aber die Details nicht zu klären. Zudem gibt er an, dass seine Darstellung auf der deutschen Übersetzung einer Pressemeldung in dem wissenschaftlichen Magazin *Froriep's Notizen* basiert. Der „Vater der Kryptozoologie“, Bernard Heuvelmans, der zwar aus Oudemans Buch abschrieb, als seine Quelle jedoch den französischen Zeitungsartikel angab (Heuvelmans, 1968: 599), konnte sich einen Seitenhieb nicht verkneifen: „Kapitän d'Abnour wollte mit aller Gewalt so klingen wie die pompöseste wissenschaftliche Literatur“ (Heuvelmans, 1968: 179).

Der Autor des zu besprechenden Bandes, der Kryptozoologe David Goudsward aus Florida, tat, was beide hätten tun sollen und was Heuvelmans getan zu haben behauptete – er besorgte sich den originalen Pressebericht der französischen Zeitung. Und stellte fest, dass die Übersetzung in *The Standard* stümperhaft war. Der Kapitän hatte nie von Membranen oder Antennen (Fühlern) gesprochen. Er beschrieb zunächst eine „membrouse“, ein nautisches Fachwort für die Rippen eines Schiffes. Die „Fühler“ waren die Erfindung der britischen Zeitung, denn der Kapitän sprach im Original nur von „einem Teil des Körpers, der sechs bis acht Meter hoch aus

6 Ulrich Magin ist freier Autor und Übersetzer sowie Deutschlandkorrespondent und Kolumnist der *Fortean Times*.

dem Wasser kam und in einem Halbkreis endete, der von einem zum anderen Ende mindestens fünf Meter maß“. David Goudsward (S. 35–38) vermutet als Auslöser der Erscheinung Buckelwale beim Fischen mit einem Blasennetz. Es wäre die erste Beschreibung dieses Verhaltens weltweit.

Am 24. März 1962 befand sich ein junger Mann, McCleary, mit vier Freunden auf einem Floß auf dem Meer vor Pensacola im Golf von Mexico, als Nebel aufzog, ein langhalsiges Ungeheuer aus dem Meer auftauchte und seine Freunde einen nach dem anderen auffraß. Nur McCleary konnte sich schwimmend retten, um ein paar Jahre später der amerikanischen Zeitschrift *Fate* von seinem schaurigen Abenteuer zu berichten. Auch hier drang Goudsward zu den ersten Quellen vor. Die Geschichte war tatsächlich passiert, es handelte sich aber – zeitgenössische Presseberichte und Polizeiprotokolle belegen das – um einen tragischen Unfall ganz ohne Seeungeheuerbeteiligung. Von den vielen Details, die McCleary in seinem *Fate*-Bericht nannte – das Wetter, die Beschreibung der Örtlichkeiten, die Nummer einer Boje, an die er sich klammerte, ihre Form und Farbe –, stimmte keines bei einer Ortsbesichtigung. Der Verlust von vier Menschenleben war ein Fakt, die Seemonsterfabel aber war ... eben eine Fabel. Hier deckte der Zugriff auf die Originalquellen den Schwindel auf (S. 23–30).

Ein weites Netz

Goudsward wirft in seinem Buch ein weites Netz aus. Es geht nicht nur um Meeresungeheuer, sondern auch um Ungeheuer in Flüssen und in Seen, nicht nur um Seeschlangen, sondern auch um Seejungfrauen, Riesenkraken und Riesenkalmare. Geografisch ist ganz Florida umfasst, aber auch die angrenzenden US-Bundesstaaten Georgia und Alabama, ebenso Arkansas sowie, jenseits der USA, die Bahamas und Karibikstaaten wie Kuba.

Weit ist das Netz aber auch bei den Quellen, die Goudsward untersucht. Ihm genügt es nicht, eine Zeitungsmeldung anzuführen, es müssen alle sein. So erfahren wir oft, wie eine längst klassisch gewordene Seeschlangenbeschreibung in den Büchern der bekannten Kryptozoologen wie Oudemans, Heuvelmans, Dinsdale oder Coleman beschrieben wird, dann dringt der Autor tiefer und tiefer in die Zeit ein, zitiert die ersten Presseberichte, manchmal sogar die Briefe oder Tagebücher von Augenzeugen. Dabei zeigt sich, dass selbst die angesehensten Autoren recht oberflächlich recherchiert und berichtet haben. Das kann bis zu bewusstem Betrug gehen: Der anerkannte Anomalist Ivan T. Sanderson untersuchte 1947 riesige dreizehige Fußabdrücke im Küstensand von Clearwater. Schnell kam er zu dem Urteil, dass es sich um einen Schwindel handelte – dafür gab es jede Menge Anzeichen, und Augenzeugen erzählten ihm, wie sie den Schwindler beobachtet hatten. Sanderson kannte sogar dessen Namen und veröffentlichte eine kritische Stellungnahme – nur um 20 Jahr später die Fußabdrücke in zahlreichen Magazinbeiträgen und in mehreren Büchern für authentisch zu erklären und sogar zu behaupten, er selbst habe den Verursacher beobachten können, es sei ein riesenhafter Pinguin gewesen (S. 188–195). Über die Motive des Zoologen kann Goudsward nichts sagen, aber es stellt sich schnell heraus, dass Datenmanipulation durch Anomalisten bei Seeschlangenberichten aus Florida eher die Regel denn die Ausnahme ist.

Von Grundsätzlichem wie fehlender Quellenrecherche in fast jedem der untersuchten Sichtungsepisoden schon ganz zu schweigen. Goudsward ist das Gegenbeispiel, er liefert manchmal eine Überfülle an Einzelheiten – wird ein Ungeheuer gesehen, dann kann er sagen, wann das Hotel erbaut wurde, von dem das Wesen gesehen wurde, wer es erbaut hat und wie die Lebensgeschichte des Hoteliers verlief. Mir schien das erst zu viel des Guten, es schälte sich aber schnell heraus, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts neue Bahnstrecken und Resortgründungen mit Seeschlangensichtungen beworben wurden. Wie viele dieser Sichtungen wahr waren, bei wie vielen es sich um reine Marketinggags handelte, das vermag auch der Autor dieser detailfreudigen Studie nicht anzugeben.

Geografisch, chronologisch, thematisch – der Aufbau

Selten hat mir ein Buch über Seeungeheuer so viele grundsätzliche Einsichten in die Natur von Anomalien im Besonderen und Allgemeinen ermöglicht, und meine Begeisterung scheint in dieser Besprechung durch – und soll auch durchscheinen.

Dennoch dürfen die Fakten nicht zu kurz kommen. Das Buch wirft, wie gesagt, ein weites Netz. Organisiert ist es thematisch nach jeweiligen Kryptiden, wie man die Wesen nennt, mit denen sich die Kryptozoologie befasst, und geografisch. Es geht also um Seeschlangen im Golf von Mexiko, an der Atlantikküste, in Seen, in Flüssen, im St. Johns River, lebende Fossilien (u. a. Quastenflosser), unidentifizierte Robben (und das mögliche Überleben der Karibischen Mönchsrobbe), Riesenkalmare, den Riesenoktopus von St Augustine, der 1896 angeschwemmt worden sein soll (und der sich später als verwester Wal entpuppte), sogar um Seejungfrauen und Ungeheuer auf alten Landkarten. Innerhalb dieser Kapitel werden die individuellen Berichte als kleine Unterkapitel ausführlich diskutiert.

Die Recherche sucht nach der ersten Quelle, vergleicht Varianten, wägt ab, zeigt Schwachstellen auf und versucht dann eine Interpretation. Für jede Meldung sucht der Autor eine konventionelle zoologische Erklärung, die mir selten unpassend erscheint. Findet er keine, dann lässt er die Sichtung als unerklärt dastehen, ohne sich in Spekulationen zu verlieren, welches längst ausgestorbene oder hypothetisch entworfene Tier gesehen worden sein könnte.

Er kritisiert, wo das nötig ist (und das ist leider zu oft der Fall), frühere Autoren – besonders intensiv geraten B. Heuvelmans (S. 37, wie ich machte Goudsward die Erfahrung, dass Heuvelmans die Quellen, die er zitiert, gar nicht kennt), I. T. Sanderson und Ch. Berlitz unter Beschuss, weil sie Quellen verzerrt wiedergegeben oder schlicht erfunden haben. (Selbst mir widmet Goudsward einen Abschnitt und kritisiert mich für meinen saloppen Umgang mit Daten zu Riesenschildkröten – und das tut er zu Recht, weil es sich um eine sehr alte und sehr naive Studie meinerseits handelt!)

Auf diese Weise deckt er Fehler auf, die sich von Buch zu Buch anderer Autoren durchziehen, wenn etwa bestimmte Sichtungen in ganz falschen Bundesstaaten verortet werden (was bei vielen identisch benannten Seen in den USA schnell passieren kann – vgl. S. 178). Er kann

ebenso zeigen, wie diverse, voneinander stark differierende Schilderungen von Ungeheuern einer bestimmten Region, als Gesamtphänomen betrachtet, zu einem Phantombild zusammengesetzt werden, das keiner einzigen individuellen Meldung mehr gerecht wird, wie das bei den Meldungen im St. Johns River der Fall ist (S. 158–161).

Ein scharfes Messer schneidet besser

Dabei ist Goudsward kein Skeptiker – er hält die Existenz einer oder mehrerer Arten von bislang noch nicht entdeckten Seeschlangenarten durch die Augenzeugenberichte durchaus für belegt und findet viele Beobachtungen, die er konventionell nicht erklären kann. Aber er ist kritischer als die Zunft der Kryptozoologen sonst, sieht nicht in jeder Beobachtung eine Bestätigung für überlebende Plesiosaurier oder langhalsige Riesenseehunde. Und kurioserweise stellt sich so manche Sichtung, die z. B. Heuvelmans als Schwindel ablehnte, im Nachhinein als sehr spannende Schilderung heraus.

Ich kann deshalb Goudswards Buch rundum empfehlen – ein Buch, das die Existenz der Seeschlange eher bestätigt als widerlegt, gerade weil so viele bekannte Sichtungen eine nüchterne Erklärung finden. Das lässt den unerklärten Rest umso deutlicher hervorstechen. Und es ist ein historisch wichtiges Werk, weil es viele falsche Aussagen beiseiteräumt, die endlos wiederholt wurden, nur weil sie von klassischen Autoren stammten.

Ich würde sogar noch weitergehen und sagen, dass das Buch so viele exemplarische Fallstudien enthält, dass es von jedem mit größtem Gewinn gelesen werden kann, der sich mit einer anomalistischen Disziplin befasst, die hauptsächlich von der Sammlung und Deutung anekdotischer Meldungen geprägt ist.

Literatur

Heuvelmans, B. (1968). *In the wake of the sea-serpents*. Rupert Hart-Davis.

Oudemans, A. C. (1892). *The great sea serpent*. Brill, Luzac & Co.

Netzwerk für Kryptozoologie (Hrsg.)

Jahrbuch für Kryptozoologie Jg. 1, Nr. 1 (2020)

Pulheim: NfK Verlag, 2020

238 Seiten, € 12,90

Rezensent:

LEIF INSELMANN⁷

Kryptozoologie ist die „Lehre von verborgenen Tieren“. Gemeint ist hierbei die Erforschung von Tieren, deren Existenz oder Präsenz in einer bestimmten Region nicht bewiesen ist und nur auf Basis von Augenzeugenberichten oder anderen Indizien vermutet wird. Eine *Grenzwissenschaft* ist die Kryptozoologie hierbei in zweierlei Hinsicht: Zum einen, weil sie als außer-universitäre Lehre nicht als „seriöse Wissenschaft“ anerkannt ist, und zum anderen, da sie sich bereits methodisch im Grenzgebiet verschiedener Disziplinen bewegt, zu denen neben der Zoologie auch geisteswissenschaftliche Aspekte wie die Geschichtswissenschaft und Erzählforschung zählen. In der populären Wahrnehmung wird die Kryptozoologie häufig auf ihre spektakulärsten, zu Recht umstrittensten Objekte wie Bigfoot oder das Ungeheuer von Loch Ness reduziert und als bloße „Monsterjagd“ abgetan, der jeglicher wissenschaftliche Anspruch fehlt. Im Gegensatz zu anderen „Grenzwissenschaften“, die ihre Theorien systemisch auf Fehlschlüsse, Falschinformationen und mangelhafte Fachkompetenz gründen und/oder sich allein der dogmatischen Verteidigung bereits überholter Konzepte verpflichtet sehen, haben sich in der Kryptozoologie mittlerweile auch Strukturen etabliert, die eine selbstkritische und ergebnisoffene Forschung mit einschlägiger Fachkompetenz betreiben und durchaus wissenschaftliche Ergebnisse zu erarbeiten vermögen.

Zu diesen zählt etwa das 2016 begründete *Netzwerk für Kryptozoologie*, unter dessen Schirmherrschaft dieses Jahr das erste offizielle *Jahrbuch für Kryptozoologie* erschienen ist. Auf 238 Seiten versammelt die Anthologie insgesamt 9 längere und 10 kürzere Beiträge, die sich mit sehr unterschiedlichen Facetten der Kryptozoologie befassen.

Tatsächlich finden sich unter diesen nur zwei Kapitel, die explizit die Existenz „klassischer“ Kryptiden bejahen: Neben dem Augenzeugenbericht einer Bigfoot-Sichtung, der nicht weiter kommentiert wird (S. 227–229), ist dies der Artikel von Joerg Hensiek über vergleichbare Wildmenschen in China (S. 149–158). Dieser erschließt mehrere Quellen aus verschiedenen Zeiten über Sichtungen und Sagen von Hominoiden, als deren Grundlage Hensiek das Über-

7 **Leif Inselmann** (geb. 1998) studiert Altorientalistik und andere Altertumswissenschaften an der Georg-August-Universität Göttingen. Neben dem Schreiben fiktiver Geschichten setzt er sich auf seinem Blog kritisch mit grenzwissenschaftlichen Themen vor allem aus dem Bereich Archäologie und Geschichte auseinander.

leben einer archaischen Menschenform wie der prähistorischen Rotwildhöhlen-Menschen vermutet. Während die Dokumentation der Quellen für sich genommen informativ ist, muss die Interpretation mangels konkreter Belege zwangsläufig im Bereich gewagter Spekulationen verbleiben – umso mehr, da die Quellen widersprüchliche Informationen über die Erscheinung und den Grad der Menschenartigkeit der Wesen liefern. Gerade letzteres wäre eingehender zu diskutieren: Bei einem stärker affenartigen Bild der Hominoiden käme eine Verbindung mit den genannten prähistorischen Populationen (archaischer *Homo sapiens* bzw. Rotwildhöhlen- oder Denisova-Mensch) nicht mehr infrage. Etwa die zitierten Berichte über Yaks, die mutmaßlich von der lokalen Wildmenschengestalt Jen-Huza buchstäblich in Stücke gerissen wurden (S. 155), erinnern mehr an sagenhafte Stoffe als an die genannten Menschenformen. Trotz Kenntnis aktueller Forschung (etwa der Studie über den neuentdeckten Kiefer eines Denisova-Menschen 2019) scheinen an dieser Stelle eher sagenhaft-populärwissenschaftliche Topoi vom barbarischen Urmenschen durch. Als einziger Beitrag des Buches zeigt dieser auch typische rhetorische Formeln von „der“ Wissenschaft und ihrem „Dogma“ (S. 154) bis hin zu absehbaren Entdeckungen, die womöglich nicht weniger als „einen vollständigen Paradigmenwandel unserer Sicht auf die Evolution des Menschen notwendig machen werden“ (S. 157). (Die tatsächliche Entdeckung einer bis in die Gegenwart überlebenden Population von Relikthominiden wäre eine wissenschaftliche Sensation ohnegleichen, aber mitnichten ein Paradigmenwandel, der die bisherigen Erkenntnisse der Paläoanthropologie relativieren würde.)

Die anderen Kapitel des Buches dagegen behandeln allesamt weit weniger kontroverse Themen. Einen eher historischen Ansatz etwa verfolgt der Beitrag von Javier Resines über „Menschenfressende Bäume“ (S. 87–106) in Afrika, die vor allem in ausgeschmückten Entdeckerberichten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sowie indigenen Sagen auftauchen. Zumindest einzelne solcher Legenden über todbringende Bäume lassen sich jedoch auf reale Pflanzen wie *Pisonia grandis* zurückführen.

Das Jahrbuch zeigt letztlich ebenso wie die regelmäßig online erscheinenden Artikel des Netzwerks gerade die besonderen Zuständigkeiten und Stärken der Kryptozoologie als Disziplin auf: Die Auswertung von Augenzeugenberichten, historischen und sagenhaften Quellen – im skeptischen Jargon „anekdotische Evidenz“ genannt – unterliegt zwar grundsätzlich Problematiken und resultiert oft genug in Pseudowissenschaft. Auf der anderen Seite jedoch bietet die Berücksichtigung dieser Quellengattung als methodischer Zugang auch neue Chancen für Fragen der „konventionellen“ Zoologie. So dokumentiert Sergio Abram in seinem Beitrag (S. 159–176) eine Reihe von Sichtungen des um 1800 aus dem italienischen Alpenraum verschwundenen Luchses, die dessen Anwesenheit in diesem Gebiet bereits zwischen 1954 und 1969, d. h. vor der bekannten Wiederansiedlung in den 70er Jahren, belegen. In einem zweiten Beitrag (S. 203–207) geht Abram auf Sichtungen des im Laufe des letzten Jahrhunderts eingeführten Marderhundes ein, der von Augenzeugen häufig fälschlicherweise für einen Fuchs gehalten wird. In anderen Fällen können scheinbar mysteriöse als wohlbekannte Tierarten identifiziert werden: Ein ungewöhnlich erscheinendes Säugetier in Hannover, auf das das Netzwerk für Kryptozoologie 2019 mit Fotos aufmerksam gemacht wurde, wurde von Mitgliedern des Netzwerks als räudiger Fuchs erkannt (S. 231–232), während André Kramer den in gewissen

Kreisen sogar als Überrest eines Außerirdischen gehandelten Kadaver mit dem Namen Ralf durch einen Schädelvergleich als Schaf identifiziert (S. 177–183). In einem weiteren Artikel (S. 221–225) macht Kramer auf das mehrfach dokumentierte Verhalten von Füchsen, Schuhe zu klauen, aufmerksam, das nach wie vor einer endgültigen Erklärung harrt.

Ein längerer Beitrag befasst sich mit dem einzigen bekannten Fall eines Hybriden aus Narwal und Beluga (S. 53–66), der 1986 oder 1987 vor Grönland erlegt und dessen Schädel aufgehoben wurde. Neben einer detaillierten Beschreibung stellt Markus Bühler eine möglichst naturgetreue Lebendrekonstruktion des ungewöhnlichen Tieres vor.

Diesen Beiträgen über bekannte Tiere stehen jene über sagenhafte entgegen. Hierbei bemüht sich die Kryptozoologie nicht nur um den Nachweis tatsächlich existierender Kryptiden, sondern auch um rationale Erklärungen für einschlägige Berichte.

Im ersten Kapitel des Buches setzen sich Peter Ehret und Ulrich Magin mit den zahlreichen aus Zeitungen dokumentierten Sichtungen von „Riesenschlangen in Spanien“ (S. 7–51) auseinander, von denen diverse vorgestellt und quellenkritisch untersucht werden. Während sich einige dieser Sichtungen durch die teils über zwei Meter lange Eidechsenlanger erklären lassen, bleiben andere aufgrund sehr ungewöhnlicher Merkmale (besondere Größe, Mähnen, Säugertierköpfe) vorerst offen und zweifelhaft. Ein zweiter Beitrag von Ulrich Magin berichtet über Seeschlangen und andere Seemonster in Mittel- und Südamerika (S. 119–136), wobei nicht zwischen Kryptiden und lokalen Sagen unterschieden wird. Der Artikel gilt allein der neutralen Darstellung einer Reihe dieser Fälle und ihrer Vielfalt; eine Bewertung der Berichte findet nicht statt. Einem weiteren mutmaßlichen Seemonster galt die in dem kurzen letzten Kapitel des Buches geschilderte Suche Hans-Jörg Vogels am albanischen Prepa-See (S. 233–238), die jedoch keine wirklichen Ergebnisse mit sich brachte.

Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Michel Meurger über „Tabaksüchtige Riesen“ (S. 137–148). Eine der berühmtesten Bigfoot-Begegnungen, die angebliche Entführung Albert Ostmans im Jahr 1924, wird hier vor dem Hintergrund europäischer Volkssagen dekonstruiert: Es zeigt sich, dass Ostmans Geschichte in auffälligem Umfang ältere Sagenmotive (wie die Entführung eines Menschen durch Riesen und die Rettung durch mitgeführten Tabak) rekapituliert und somit vielmehr als „Tall Tale“ denn als Tatsachenbericht zu bewerten ist.

André Kramer berichtet über den „Bauernschreck der Steiermark“ (S. 67–86), eine Serie von Sichtungen und Viehrissen durch ein Raubtier 1913–14 in Österreich, das wiederholt, wenn gleich widersprüchlich, auch als Großkatze beschrieben wurde. Während das ursprünglich ursächliche Tier (wahrscheinlich ein Wolf) nicht mehr ganz sicher identifiziert werden kann, ist der Umfang der Fallzahlen vielmehr als Massenhysterie anzusehen, in der sich multikausale Faktoren vereinigen. Ob es sich hierbei nun um eine reale Großkatze handelte oder nicht, so ist es doch ein erstaunlich früher Beleg für das weit verbreitete *kulturelle* Phänomen der Alien Big Cats (Sichtungen von Großkatzen in Europa).

Insofern ist erfolversprechende Kryptozoologie zu einem gewissen Grad auch stets Ethnologie, die durch Quellenkritik und die Berücksichtigung historisch-kultureller Kontexte

Erzählungen erforscht, bevor (wenn überhaupt) deren realer Kern herausgearbeitet wird. Unter dem Aspekt der Quellenkritik ist hier besonders der Artikel von Michel Raynal „Über eine nicht auffindbare Zeichnung vom Stollenwurm im Schweizer Almanach Alpenrosen (1841)“ (S. 193–201) zu nennen. Die Odyssee beginnt beim Vater der modernen Kryptozoologie, Bernard Heuvelmans, der in seinem Hauptwerk *On the Track of Unknown Animals* 1958 die Nachzeichnung der Abbildung eines Wurmes mit Vorderbeinen, des sogenannten Tatzelwurms, abdruckte. Diese wurde von Heuvelmans aus einem Brief übernommen; die angegebene Quelle jedoch erweist sich als falsch. Raynal gelang es jedoch in seinen Recherchen, schließlich den Ursprung der Abbildung zu identifizieren: Der „Stollenwurm“ ist tatsächlich eine mexikanische Doppelschleiche der Art *Bipes canaliculatus*, die 1788 in einer Publikation von Bernard Lacépède abgebildet und über mehrere Autoren hinweg kopiert wurde. Dieses Beispiel zeigt einmal mehr, von welcher Wichtigkeit neben korrekten Quellenangaben gerade auch die Rückverfolgung und Kritik zweifelhafter früherer Publikationen ist – aber auch, dass diese wissenschaftlichen Grundlagen der innerdisziplinären Selbstkritik und Fehlerbereinigung von der heutigen Kryptozoologie mitunter in der Tat geleistet werden.

Leider nicht berücksichtigt wird dieser quellenkritische Aspekt im Beitrag von Frank Brandstätter über den „Stab des Mose“ (S. 209–213): Die biblische Erzählung vom Stab, der sich beim Loslassen in eine Schlange verwandelt, findet ihre rationale Erklärung in den zwei Arten der Sandrennnatter, die sich wie ein Ast versteift, wenn sie von einem Menschen gepackt und festgehalten wird. Zoologisch ist diese Deutung nicht zu beanstanden. Jedoch wäre noch stärker herauszustellen gewesen, dass es sich hierbei eben um die Erklärung eines sagenhaften Motivs und/oder zeitgenössischer Zauberkunststücke handelt und weniger um die einer konkreten Begebenheit, ist doch die Historizität der biblischen Exodus-Erzählung nach heutigem Forschungsstand kaum länger haltbar.

Schlussendlich befassen sich mehrere Kapitel mit der kulturellen Dimension der Kryptozoologie selbst: Der Historiker und Meeresforscher Hartmut Schmied beschreibt seinen persönlichen Weg zur Kryptozoologie (S. 107–118), während sich Frank Brandstätter eingehend der Darstellung des ausgestorbenen Beutelwolfs in Filmen widmet (S. 185–191). Ein kürzerer Artikel von Natale Guido Cincinnati über „Eine Riesenschlange in Wiener Bronze“ (S. 215–220) nimmt eine Bronzeskulptur zum Anlass, anhand einiger Schlaglichter grob die kulturübergreifende Furcht des Menschen vor Riesenschlangen aufzuzeigen.

Jedem Beitrag des Jahrbuches sind ein deutsches und englisches Abstract beigefügt, die die wesentlichen Aussagen zusammenfassen. Stets findet sich auch ein Literaturverzeichnis; die im Text genannten Informationen werden ordnungsgemäß zitiert. Kritikpunkte des Buches sind dagegen überwiegend formaler Art: Neben der wenig stabilen Klebebindung, die bereits nach dem ersten Lesen zunehmend Seiten freigibt, sind dies auch einige kleinere Tippfehler, die auf ein suboptimales Korrektorat hindeuten. Beides schadet leider dem Eindruck des Werkes als professionelle Publikation, den es mit einer besseren Aufmachung hätte erreichen können. Zwar nicht notwendig, doch interessant zur Einordnung der Artikel wären Kurzbiografien der Autoren gewesen, die deren fachliche Hintergründe und ggf. bisherige Forschungen zum Thema dokumentieren.

Letztendlich sind in dem Band eine Vielzahl informativer Beiträge versammelt, wobei der Schwerpunkt häufig auf der Zusammenfassung von Quellen liegt, für deren eingehendere Diskussion im vorliegenden Format naheliegenderweise der Raum fehlt. Daneben stehen mehrere tiefere Recherchen, die relevante neue Erkenntnisse über einzelne Aspekte wie Albert Ostmans Bigfoot-Entführung oder Heuvelmans' Stollenwurm-Illustration herausarbeiten, aber auch eher oberflächliche Artikel ohne eigenen wissenschaftlichen Gehalt. So ist der Sammelband letztlich sowohl lehrreich als auch interessant zu lesen.

Die überwiegend recht geerdete Themenwahl sowie zudem der nüchterne, keinesfalls sensationalistische Stil ermöglichen es, ein breites Panorama kryptozoologischer Forschungsgebiete abseits der popkulturellen „Monsterjagd“ aufzuzeigen. Zu befürworten ist die Herausgabe und Fortsetzung des Jahrbuches durch das Netzwerk für Kryptozoologie auch insofern, als damit ein zentrales Organ zur Etablierung und auch Kritik neuer und alter Erkenntnisse geschaffen wird, wie es außerakademischen Laienwissenschaften häufig fehlt.

Shai Feraro

**Women and Gender Issues in British Paganism, 1945–1990
(Palgrave Historical Studies in Witchcraft and Magic)**

Cham: Palgrave, 2020

ISBN 13: 978-3-030-46694-7, X + 321 Seiten, € 85,59

Rezensentin:

MERET FEHLMANN⁸

Die Geschichte von Wicca kann wohl allgemein als in den Grundzügen bekannt gelten. Es ist, wie Ronald Hutton in seiner Studie *The Triumph of the Moon* geschrieben hat, „the only religion which England has ever given the world“ (Hutton, 1999: vii). Auch bekannt ist, dass der Innovationsschub dieser neuen religiösen Bewegung in den späten 1960er Jahren zugunsten der USA gewechselt hat und Schwung aufnahm mit der Entwicklung von allein auf Frauen ausgerichteten Spielarten (siehe z. B. Cynthia Ellers Studie *Living in the Lap of the Goddess* von 1993). Wenig erstaunlich, dass dieses Zusammentreffen nicht reibungslos verlief. Diesem Feld nähert sich nun Shai Feraro in einer detaillierten, kenntnisreichen und quellengesättigten Studie und schreibt sich damit in das sich zunehmend ausdifferenzierende Feld der *pagan studies* ein.

⁸ Meret Fehlmann ist Dozentin und wissenschaftliche Bibliothekarin am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich.

In der Einleitung erklärt Shai Feraro, dass es ihm in der Studie darum geht, „changes in views on gender and the place of women in society during the latter half of the twentieth century“ (S. 1) zu bestimmen. Im Fokus steht das nicht nur reibungslose Zusammenspiel von Wicca/neuen Hexen und der sich in den späten 1960er Jahren zunehmend radikal gebenden zweiten Frauenbewegung.

Nach einem kurzen Einblick in die Entstehung von Wicca respektive die Ideengeber, darunter Theosophie, *The Hermetic Order of the Golden Dawn* sowie das Werk von Margaret Murray (1863–1963), beginnt das zweite Kapitel zu „The 1950s–1960s: Gerald Gardner und Alex Sanders“. Interessant scheint, dass die heute sehr bekannte Okkultistin Dion Fortune (d. h. Violet Firth 1890–1946) für die Entstehung von Wicca wenig rezipiert wurde, ihre Romane und Schriften wurden erst später wiederentdeckt. Deutlich bemerkbar sind aber die Einflüsse von Margaret Murray und ihren Vorstellungen der Hexenreligion auf das Denken von Gerald B. Gardner (1884–1964). Am wichtigsten ist aber der Einfluss von Aleister Crowley (1875–1947), dessen Bedeutung von Gardner in den 1950er Jahren zusehends heruntergespielt wurde, um die ununterbrochene Tradition seines Hexenglaubens zu festigen. Ab Mitte der 1950er Jahre wurden die Rituale von seiner damaligen *High Priestess* Doreen Valiente (1922–1999) neu- und umgeschrieben. Gardners Bild der Göttin respektive von Weiblichkeit lässt sich mit „sweetness“ zusammenfassen, darunter verstand er die folgenden Zuschreibungen: „young & lovely, loving, and ... motherly“ (S. 30). Valiente wollte sich diesem traditionellen Bild nicht beugen, was zur Verschlechterung ihres Verhältnisses und ihrer Abspaltung beigetragen hat. In den 1960er Jahren ist eine Expansion von Wicca zu beobachten, z. B. auch in die USA. In der Dekade traten auch weitere Exponenten auf, darunter Alex Sanders (1926–1988) und seine Frau Maxine (*1946), die relativ traditionelle Geschlechtsrollen lebten, mit Geschlechtsrollenzuschreibungen wie: Der Mann ist aktiv und die Frau passiv. Generell lässt sich bei der Entstehung von Wicca festhalten, dass trotz vordergründiger Verehrung der Göttin ein traditionelles Verständnis der Geschlechter vorherrschend ist und bleibt.

Im dritten Kapitel geht es um „Women’s Liberation Movement and the rise of Matriarchy Study Groups in the UK during the 1970s–1980s“. Hier steht insbesondere der sogenannte radikale Feminismus mit seinem ausgeprägten Interesse an (prä-)historischen Matriarchaten im Zentrum. Es geht um die Wiedergewinnung eines feministischen Bewusstseins und um das Wachsen einer weiblichen Solidarität, wobei die Vorstellung des Matriarchats als einst gegebenes ideales Modell, das wieder erreicht werden soll, im Schwange war. In den 1970er Jahren machen sich zahlreiche feministische Gruppen in Großbritannien bemerkbar, vorerst vor allem in London und anderen großen Städten, die zunehmend auch Ableger in ländlichen Regionen entwickelten und sich für gleichen Lohn für gleiche Arbeit, Chancengleichheit, freien Zugang zu Verhütungsmitteln und Recht auf Abtreibung einsetzen. Zu Beginn der 1980er Jahre ist von ca. 300 Gruppen und gegen 20.000 Aktivistinnen auszugehen. Ab 1975 finden sich Spuren von *Matriarchy Study Groups* in London, die die Errichtung eines neuen Matriarchats anstrebten.

In den USA ist der radikale Feminismus in seiner Argumentationsweise stark vom kulturellen Feminismus beeinflusst, der sich für eine Stärkung der weiblichen Kultur einsetzt, welche sich

grundlegend von der männlichen Kultur unterscheiden soll. Der Nachhall solcher Argumentationsweisen ist auch gerade im Neuheidentum deutlich ausgeprägt, wie die Werke von Zsuzsanna Budapest (*1940) oder Starhawk (d. h. Miriam Simos, *1951) belegen, die teilweise Männer aus ihren Covens ausschlossen; das gilt insbesondere für Budapest. Diese kaum mehr hierarchisch organisierte Form der Religion gelangte nun von den USA retour nach Großbritannien.

Im vierten Kapitel führt uns Feraro in „The Arenas: Glastonbury, Greenham Commons, Summer Festivals and London“ zu den Hotspots, wo Pagans und Wiccans mit spirituellen Feministinnen zusammentrafen, was nicht ohne Spannungen ablief. Ein wichtiger Ort populärer Frömmigkeit unterschiedlicher Ausprägung ist Glastonbury (wo 1191 die Gebeine des Königs Artus gefunden worden sein wollen), der sich in den 1980er Jahren zu einem Zentrum alternativer Lebensweise und Spiritualität entwickelte. Die zunehmende Inanspruchnahme des Ortes als Kultort der Großen Göttin führte zu Konflikten mit eher konservativ, männlich geprägten Teilen der New-Age-Bewegung.

Greenham Commons in Berkshire im Süden Englands war ein Militärflugplatz, der ab 1981 in Teilen als *peace camp* von Frauen besetzt wurde; viele der Beteiligten verstanden sich als Anhängerinnen der Großen Göttin. Für alle Ausrichtungen offene Pagan Festivals gab es in Großbritannien ab den 1980er Jahren, was im Vergleich zu den USA eher eine späte Entwicklung ist.

Im fünften Kapitel stehen „Individual Case Studies of British Goddess Women and Dianic Witches Connecting British Wiccans and Feminism“ im Zentrum. Diese Exponentinnen in ihrer Brückenfunktion werden jeweils auf wenigen Seiten vorgestellt. Persönlich scheint mir dieses Kapitel in der Art und hinsichtlich der Platzierung im Buch nicht so geglückt zu sein, da mir die meisten der Frauen bereits in den vorhergehenden Kapiteln als Akteurinnen begegnet sind. Die biographischen Berichte sind teilweise auch sehr kurz, so dass ihnen Tiefe fehlt; dennoch kann ich mir vorstellen, dass diese Kurzporträts in einigen Jahren als wichtige Quellen zu diesen Frauen gelten werden, deren Spuren sich teilweise zu verlieren drohen.

Im anschließenden Kapitel „Main British Wiccan Authors React to WLM and Feminist Witchcraft“ steigt die Spannung. Feraro warnt davor, sich nur auf die von wichtigen britischen Pagans verfassten Bücher zu verlassen, wenn das Verhältnis von Heidentum und Feminismus untersucht werden soll, weil einige der Wicca prägenden Gestalten der 1950er und 1960er Jahre keine Bücher schrieben. Aber es steht außer Debatte, dass die publizierten Bücher Einblick in das Verhältnis von Wicca und Feminismus der Autor*innen geben. Hier ist insbesondere das Ehepaar Stewart (1916–2000) und Janet Farrar (*1950) zu nennen, das von Sanders in Wicca initiiert wurde, aber zusehends seine eigene Spielart entwickelte. Die Farrars sahen Wicca eher in der Tradition des sozialen oder Gleichheitsfeminismus. Wie Janet Farrar im Interview mit dem Verfasser berichtete, seien sie aber nie mit dem radikalen Feminismus in Kontakt gekommen. Bei ihnen ist auch deutlich der Einfluss der Jung'schen Tiefenpsychologie auszumachen. Einflüsse von Starhawk wie auch Merlin Stone (1931–2011) sind ebenfalls deutlich, die ja durchaus eine Nähe zu radikalfeministischen Positionen aufweisen. Auch von Doreen Valiente ist bekannt, dass sie sich von den Schriften der radikalen Feministinnen wie Robin

Morgan (*1941, von der das bekannte W.I.T.C.H.-Manifest von Halloween 1968 stammen soll) angesprochen fühlte. In Bezug auf nur für Frauen offene Covens ist Valiente durchaus positiv eingestellt, für sie ist es „a good thing“ (S. 179), dass Frauen mehr Raum im Kult einnehmen, die sie als mit den Ursprüngen der Hexerei in Einklang stehend versteht. Diese neuen Entwicklungen hatten kaum einen Einfluss auf ihre eigene Ritualpraxis, aber ihr Entstehen für diese Spielart der Göttinnenspiritualität hat sicher zu ihrer Akzeptanz in der neuheidnischen Szene Großbritanniens beigetragen. Ähnlich präsentiert sich der Fall von Vivianne Crowley (ca. *1954), die nicht nur eine einflussreiche Wiccanerin, sondern auch eine Jung'sche Psychologin ist.

Das siebte Kapitel zu „Women and Gender Issues among the 1970s–1980s Wiccans and Wiccan-Derived Pagans: An Analysis of the Magazine Scene“ wirft einen Blick auf die Zines-Landschaft, nachdem in den vorherigen Kapiteln vor allem die Schriften von führenden, respektive publizierenden Anhänger*innen im Zentrum standen. Zines entstanden meist im kleinen Kreis und wurden per Post an Gleichgesinnte versandt; anhand von Zines können (Sub-)Kulturen rekonstruiert werden. In den 1970ern und 1980ern war die Kommunikation auch unter Wiccans stark von Zines geprägt, die in den 1990er Jahren nochmals eine Blüteperiode erlebten, als Computer, Software und Drucker relativ erschwinglich und deutlich einfacher in der Handhabung wurden, bevor sie dann vom Internet verdrängt wurden.

Das älteste Zine ist *The Wiccan* (heute *Pagan Dawn*). In der ersten Ausgabe erschien ein Artikel, der sich der Bedeutung des Mutterprinzips widmete, auch wurden darin regelmäßig Workshops aus feministischen Kreisen beworben. Die Argumente sind in der Regel eher vom kulturellen oder radikalen Feminismus (der aber ohne die Vorarbeiten des kulturellen Feminismus nicht denkbar wäre) beeinflusst. Neben den Heften des *Wiccan* selbst bezieht sich Feraro vor allem auch auf Briefwechsel aus dem Archiv der Pagan Federation, was interessante und vertiefende Einblicke ergibt. Neben *The Wiccan* war zu der Zeit auch *The Cauldron* ein zentrales Heft für die Szene, das als nicht-politische Alternative gegründet wurde und eher für einen sozialen Feminismus eintrat. Ab den späten 1970er Jahren erschienen explizit feministisch ausgerichtete Hefte. Den Anfang machte *Wood and Water*. Diese Zeitschrift war verbunden mit der Göttinnenspiritualitätsbewegung. In dem Zusammenhang muss auch *The Pipes of Pan* (PAN = *Pagans against Nukes*) genannt werden. In den späten 1980er Jahren gab es zudem heidnische Magazine, die sich klar gegen die Frauenbewegung aussprachen, wobei auch diese die Bedeutung beider Geschlechter für die Rolle im Kult betonten.

In den „Conclusions“ wiederholt Feraro nochmals, dass Gardner deutlich vom esoterischen Milieu Londons der Zwischenkriegszeit beeinflusst war. Als Möglichkeit der Förderung eines feministischen Bewusstseins kann gelten, dass Wicca Frauen eine „female deity and a priestessing role“ offeriert (S. 265). Das ist sicher ein Fortschritt, gerade auch, wenn man bedenkt, dass die *Church of England* die Frauenordination nach heftigen inneren Widerständen erst 1994 erlaubte. Dennoch sind im „traditionellen“ Wicca die Geschlechterrollen klar traditionell und konträr, sich aber ergänzend aufgebaut. Die Frauenbewegung besonders in der Form des spirituellen Feminismus sah Wicca aber noch als zu stark patriarchal geprägt an und drängte Männer und Männlichkeit raus, indem sie nur für Frauen offene Covens gründete und die Verehrung auf die große Göttin konzentrierte.

Vieles von dem, was Feraro hier präsentiert, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Interessant wird es für meinen Geschmack jeweils, wenn er mit unbekanntem Materialien wie Briefwechseln und Zines arbeitet.

Bei der Lektüre habe ich mich aber immer wieder gefragt, wie sinnvoll es ist, ein internationales Phänomen national einzuschränken. Ein Ausweg aus diesem Dilemma ist mir auch nicht bekannt. Aber es scheint mir nicht sonderlich überzeugend, immer wieder auf amerikanische Literatur einzugehen wie die Bücher von Merlin Stone, Robin Morgan, Starhawk und Zsuzsanna Budapest oder Margot Adler, die allesamt stilbildend und wegweisend für das hier untersuchte Feld von Wicca und Frauenbewegung sind und weit über nationale Grenzen, ja Sprachgrenzen hinaus rezipiert wurden und werden. Dennoch alles in allem ein interessantes, lesenswertes und quellengesättigtes Buch zum nicht immer reibungslosen Zusammenspiel von neuen Religionen und Feminismus.

Ulrich Magin

Pfälzer Entdecker und Pioniere: unbekannt, vergessen und verkannt

Mannheim: Wellhöfer Verlag, 2019

ISBN 13: 978-3-95428-267-0, 160 Seiten, € 15,95

Rezensent:

PETER EHRET⁹

„Die Pfalz – Fenster zur Welt“ – müsste dieses kurzweilige Buch eigentlich heißen. Ulrich Magin nimmt uns mit auf eine kosmopolitische Reise durch die Geschichte seiner Heimat, die anhand ihrer herausragenden Persönlichkeiten anschaulich an den Leser herangetragen wird. Dabei ist es eigentlich falsch, von der Pfälzer Geschichte zu sprechen. Denn es ist die Weltgeschichte, die sich in den Biografien der bekannten Pfälzer reflektiert. An der Seite der spanischen Konquistadoren „erobert“ wir Südamerika, umsegeln zusammen mit James Cook fast die ganze Welt oder philosophieren als Bohemian im Zürich der 1910er-Jahre unweit von

9 **Peter Ehret** hat einen Magister Artium in Politikwissenschaften, Volkswirtschaftslehre sowie Neuerer und Neuester Geschichte. Nach seinem Erststudium machte er einen Master in Friedens- und Konfliktforschung an der Universidad de Granada, Spanien. Seine Doktorarbeit behandelt die demokratische Legitimität der Europäischen Union mit einem rechtsphilosophischen Schwerpunkt. Heute arbeitet er als Deutschlehrer in Granada und schreibt regelmäßig Beiträge für die Homepage des Netzwerks für Kryptozoologie.

Lenins Exilwohnung über Anarchie und Pazifismus, während sich Europas Nationen in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ stürzen.

Thomas Nast, Hugo Ball und Johann Peter Frank sind wohl die bekanntesten dieser Pfälzer Persönlichkeiten. Man muss auch noch den englischen Universalgelehrten und Visionär John Wilkins (1614–1672) dazurechnen, der dem Pfälzer Kurfürsten Carl Ludwig als Kaplan (heute würde man sagen: Berater) zur Seite stand. Kindern ihrer Zeit entsprechend waren sie allerdings alle durchweg Männer, auch wenn es Ulrich Magin keinesfalls daran gelegen ist, die Frauen „hinter“ ihnen zu verstecken. So würdigt er beispielsweise Sarah Edwards für ihren „erlesenen Geschmack, was Literatur anbelangt“ (S. 97). Sie brachte dem Designer des Dollarzeichens, Thomas Nast (1840–1902), die Fabeln des Aesop und La Fontaine näher.

Richtig gelesen. Der Designer des amerikanischen Dollarzeichens war ein Pfälzer. Amerikas berühmter Karikaturist, dessen Symbole noch immer die Demokraten von den Republikanern im US-amerikanischen Fernsehen scheiden, brachte mit seinen pointierten Karikaturen korrupte New Yorker Polit-Magnaten zu Fall, gab den Amerikanern mit dem Pfälzer Belzenickel ihren „gemütlichen, pausbäckigen, rundbäuchigen“ (S. 99) *Santa Claus* und vermittelte im Bürgerkrieg einer breiten Leserschaft des *Harper's Weekly* mit seinen Holzschnitt-Skizzen die „Sache“ des Nordens. Nicht weniger beeindruckend die Leistungen des späteren Leibarztes des russischen Zaren Alexander I., Johann Peter Frank (1745–1821) aus Rodalben. Er tat viel für die allgemeine „Volksgesundheit“, prangerte defizitäre Zustände in Krankenhäusern an, behandelte erfolgreich Patienten mit neuen medizinischen Methoden und machte in seiner „Medizinischen Polizei“ konstruktive Vorschläge für Verbesserungen im Gesundheitswesen. In Zeiten von Corona ist es nicht schwierig, den Leistungen dieses außergewöhnlichen Arztes den nötigen Respekt beizumessen.

Andere hatten es da schon schwerer. Der Name des pfälzischen Mathematikers, Astronomie-Historikers und Experten in Keilschrift, Franz Xaver Kugler (1862–1929), kennt man heute nur noch in den akademischen Kreisen der Assyriologie und dort, wo ein Mann seiner professionellen Expertise eigentlich nicht hingehört: „Atlantis- und Katastrophenfanatiker jeder Couleur“ (S. 124) berufen sich auf Kuglers Beschäftigung mit dem Sturz des Phaeton, der auf einem römischen Sarkophag aus Verona abgebildet ist. Kugler interpretiert den Sturz des Göttersohns Phaeton mit dem Götterwagen als realen astronomischen Vorgang und degradiert sich mit seiner „simplizistischen Formel, Mythen seien Reportagen“ (S. 125) zu „einer frühen Art Erich von Däniken“ (S. 125). Das bringt uns zur zentralen Frage dieser Besprechung.

Was haben die Pfälzer Entdecker eigentlich mit Anomalistik zu tun?

Oberflächlich betrachtet, fast gar nichts. Der Verweis auf das fiktive untergegangene Luftschiff des Erfinders August von Parseval (1861–1942) als mögliche Erklärung für das Loch-Ness-Monster, wie sie 1934 durch die angelsächsische Presse geisterte (und danach auch noch in dem einen oder anderen Buch zu finden war), reicht nicht. Auch John Wilkins' Visionen von Mondreisen und Unterwasserstädten machen das Buch noch nicht zu einem anomalistischen Werk.

Es ist in der Tat ein anderer Magin, wie er sich uns auf den Wegen und Wirren der Pfälzer Weltbürger präsentiert. Weder finden wir eine explizit kritische Perspektive auf die zentralen Thesen der proto- und pseudo-wissenschaftlichen Untersuchungen fortianischer Phänomene wie in seinem Klassiker „Von UFOs entführt“ (1991), noch spricht die Anderswelt über perplex zurückgelassene Zeitzeugen zu uns im Stile von „Geheimnisse des Saarlandes“ (2016). Das Buch über die berühmten Pfälzer ist auf den ersten Blick zwar unterhaltend, doch nüchtern-historisch gehalten. Die wenigen offensichtlichen Verbindungen zum fortianischen Universum mögen als pikante Zusatzinformation das breite Publikum nicht weiter irritieren. Der unbedarfte Leser, der die zahlreichen Facetten des Autors Ulrich Magin nicht kennt oder sich nur für die Region mit Land und Leuten interessiert, kann in die Pfälzer Weltgeschichte eintauchen, ohne sich überrascht in einer Geisterbahn wiederzufinden.

Und doch ist es in diesem Werk, das den Werdegang von zehn Pfälzer Weltgeistern nachzeichnet, derselbe Magin, der in der fortianischen Literatur seit Jahrzehnten gegen pseudo-wissenschaftliche Dogmatik und Simplifizierungen anschreibt. Und wenn man diese Arbeiten gelesen hat und gleichzeitig auch mit den Gedankengängen vertraut ist, wie sie im Dunstkreis der laienhaften Beschäftigung mit fortianischen Phänomenen gedeihen, dann erkennt man auch hier die Handschrift jenes Kritikers wieder, der die Geschichten aus der Anderswelt und die anschließenden Theorien sorgfältig abarbeitet und trotz ihrer meist ernüchternden Auflösung seine Neugier für das Unbekannte noch nicht verloren hat.

Tatsächlich sind gerade jene Passagen für die Anomalistik von Relevanz, die sich nicht explizit auf sie beziehen. Jedes Kapitel versetzt uns in eine partikulare Epoche mit ihren ganz spezifischen Hoffnungen, Ängsten und Weltbildern. Heute mögen wir über viele dieser Gedankengänge, über überholtes Wissen und falsche Schlussfolgerungen lachen. Doch die Art und Weise, wie sich Beobachtungen einer partikularen Umwelt bei nicht ausreichender Kenntnis über die Zusammenhänge trotz allem logisch nachvollziehbar zu einem falschen Weltbild zusammensetzen lassen, bleibt eine Konstante. Und Magins Kunst besteht gerade darin, die Ähnlichkeiten früherer Irrungen zu heutigen Annahmen herauszuarbeiten, auch und vor allem im Bereich der Anomalistik.

Daran fehlt es auch in seiner vermeintlich unscheinbaren Sammlung über die Pfälzer Entdecker nicht. Mal kann man als Kenner der „Szene“ diese Parallelen schnell identifizieren, mal sind sie subtiler.

Als Beispiel für den ersten, offensichtlichen Fall sei der akademische Feldzug Franz Xaver Kuglers gegen den Panbabylonismus des Wilhelminischen Kaiserreichs genannt. Alles begann mit einer Feststellung des Erlanger Assyriologen Friedrich Delitzsch, der nach der Entzifferung der Tontafeln des alten Mesopotamiens und deren Erzählungen von der Sintflut die Abhängigkeit des Alten Testaments von älteren, babylonischen Mythen belegen konnte. So weit, so gut. Auch ist es nur logisch, wenn er daraufhin den Offenbarungscharakter der Bibel anzweifelte. Doch kritische Erkenntnis schützt nicht, wenn sie der Torheit des chauvinistischen Nationalismus unterliegt. In Gegenwart von Kaiser Wilhelm II. behauptet Delitzsch 1902 auf einem Vortrag vor der Deutschen Orientgesellschaft, die babylonischen Mythen seien exakte

astronomische Berechnungen, und überhaupt gehe der gemeinsame Ursprung aller Kultur auf die Babylonier zurück. Der Seitenhieb, der sich in diesem Loblied auf Babylon versteckt, ist die damals schon präsenste Abwertung der jüdischen Kultur als abgekupfertes Konstrukt, die sich nahtlos in die antisemitische und anti-katholische Einstellung des protestantischen Kaiserreichs eingliedert und auch schon dem späteren Nazi-Vorwurf den Weg bereitet, der die Juden als „Kulturschmarotzer“ diffamiert.

Es ist der präzisen Arbeit des Jesuiten Franz Xaver Kugler zu verdanken (und Magin zeigt es abermals auf), dass „weder die Babylonier in ihrer Frühzeit mathematische Astronomie betrieben, noch die Juden irgendeinen Sternenkult kopiert haben, den sie nicht verstanden“ (S. 121).

Damit ist die Geschichte aber leider nicht zu Ende. 1999 kam der erste Teil des Films *Matrix* heraus, der mitunter auch (wen mag es verwundern?) von Anhängern der Verschwörungstheorien gefeiert wurde. Dem damals gerade einmal 14-jährigen Autor dieser Buchbesprechung waren die panbabylonischen Hirngespinnste des 19. Jahrhunderts nicht bekannt. Er lernte sie kennen, weil das Schiff der überlebenden Rebellen im Film *Matrix* den Namen eines babylonischen Königs, des Eroberers Jerusalems, *Nebuchadnezzar* trug. Trotz der zweideutigen Rezitation seiner Person im Alten Testament (die der Film übernommen hat) wurde von einigen Anhängern der Verschwörungstheorien daraus ein versteckter Hinweis auf die „jüdische Weltverschwörung“. So hallte es seinerzeit zumindest hin und wieder durch die Chatrooms der deutschen UFO-Szene. Dabei wurde geflissentlich übersehen, dass die letzte freie Menschenstadt im Film Zion heißt und es eigentlich die Leidensgeschichte des jüdischen Volkes im Alten Testament war, die mitunter den Stoff für die Bibel-Referenzen bei *Matrix* stellte. So ist es in der Tat ein unangenehmer Beigeschmack der Lektüre dieses Kapitels, wenn einem die panbabylonistischen „Argumentationen“, mit denen Kugler sich seinerzeit herumschlagen musste, so seltsam bekannt vorkommen.

Babylon wurde also wiederholt antisemitisch instrumentalisiert, auch und vor allem wenn historische Begebenheiten aus ihrem Kontext gerissen werden. Doch hier liegt die besondere Stärke des Autoren Ulrich Magin, uns diesen Kontext zurückzugeben. Gerade in Bezug auf unsere jüdischen Mitbürger, von denen es nicht wenige zu herausragenden Pfälzer Persönlichkeiten gebracht haben und die Magin uns auch alle in diesem Buch vorstellt. Mit ihnen teilte „sich die Pfalz zum erste Male intellektuell der Welt mit“ (S. 24). Sie leisteten somit als Dichter und Denker nicht nur einen erheblichen Beitrag zur deutschen Kultur, sondern hatten auch auf die Lehren der jüdischen Glaubensgemeinschaft einen wichtigen Einfluss. Im Gegensatz zu ihren christlichen mittelalterlichen Mitbürgern konnte ein Großteil von ihnen nämlich lesen und schreiben. Dann, wenn der christliche Pöbel nicht im Kontext der Kreuzzüge und Pest über seine jüdischen Mitbürger herfiel, entwickelten sich Pfälzer Städte wie Worms und Speyer zu wahren Kulturzentren, bei denen das Verhältnis zwischen den Religionen nicht immer problematisch, sondern auch „befruchtend“ (S. 25) sein konnte. Doch die „Erfahrung der unablässigen Bedrohung“ (S. 22) war dabei stets präsent. Sie prägte die jüdischen Intellektuellen der mittelalterlichen Pfalz. Auch zwei „Väter“ der Kabbala-Lehre waren unter diesen furchtsamen weisen Männern: der Mystiker Samuel ben Qalonymus ben Issak (geb. 1115 in Speyer) und Jehuda he-Chassid (ca. 1140–50 bis 1217).

Der historische Kontext, und hier konkret die Erfahrung von Unterdrückung und Bedrohung, stand wohl auch hinter den biblischen Visionen des Propheten Hesekiel während seiner Zeit im babylonischen Exil. Das war der Ansatz, mit dem Ulrich Magin seinerzeit die präastronautische Szene aufrüttelte und eine ganz irdische Erklärung für die vermeintlichen UFOs in der Bibel gab (Magin, 2002). Dasselbe gilt auch für Verschwörungstheorien. Und der Leser des Buchs zu den Pfälzer Geistesgrößen, dem diese Theorien bekannt sind, versteht sofort, worauf der Autor hinaus will.

Doch die Anknüpfungspunkte für die heutige Diskussion liegen nicht immer so deutlich vor Augen. Dafür wiegen sie schwerer, denn sie haben das Potenzial, eine ganze Sparte der Anomalistik zu demontieren. Diese unsichtbare „Bombe“ befindet sich im vorletzten Kapitel. Es handelt vom Pionier der Evolutionsforschung, Edgar Dacqué (1878–1945). Dacqué war überzeugter Christ und studierte Paläontologie. In diesem Sinne interpretierte er den Menschen als evolutionäre Krone der Schöpfung. Ihm zufolge hatte jedes der geologischen Zeitalter eine dominante Erscheinungsform der Lebewesen (reptilisch, amphibisch etc.), an die sich alle anderen Spezies anpassen mussten. Dazu nahm er noch an, dass die verschiedenen Lebensformen (Reptilien, Säugetiere, Amphibien) immer, in jeder Epoche der Erdgeschichte existiert haben, auch die Menschen. Man erkannte sie nur nicht als solche, weil sie in einer anderen Epoche eben ein reptilienhaftes Aussehen hatten und fälschlicherweise als Tiere identifiziert wurden. Doch die Mythen und Sagen unseres „Rassengedächtnisses“ haben die Erinnerungen an unsere primitiven Vormenschenstadien konserviert. Auch die Dinosaurier waren noch lebendig, nämlich in den Sagen von Drachen und Riesenschlangen, „die besiegt werden mussten, um das Land fruchtbar und zivilisierbar zu machen“ (S. 135).

Mit anderen Worten: Es existierte in der Erdgeschichte eine Mannigfaltigkeit von tierhaften Menschenarten, von denen Mythen über Skorpionsmenschen, Zentauren und „Molchmenschen“ Zeugnis abliefern. Einen Großteil hat man noch nicht entdeckt, weil sie entweder in Gebieten leben, „die heute größtenteils verschwunden sind“ (Dacqué zit. nach Magin, S. 136), oder wenn man sie entdeckte (nach Dacqué war das zum Beispiel der Fall bei den Trittsiegeln des *Chirotheriums* aus der Trias so), wurden sie nicht korrekt als vorgeschichtliche Menschen erkannt.

Heute mag es nicht weiter verwundern, dass diese Thesen Dacqués keine Anhängerschaft gefunden haben. Mitunter stützte er sich ohnehin auf zweifelhafte Quellen für den „Beleg“ seiner Thesen oder baute sie auf Annahmen auf, die heute als überholt gelten (zum Beispiel die Kontinentaldrift als Erklärung für das „Verschwinden“ des Großkontinents Gondwanaland). Das ist jedoch nicht der Punkt.

Genau dieselbe Art des Denkens finden wir bei einem anderen „unkonventionellen“ Geist, der sich ebenfalls kritisch mit den akzeptierten paläontologischen Kenntnissen auseinandersetzte. Doch im Gegensatz zu Dacqué sind seine Gedanken nicht vergessen.

Es sind nicht „einige der abwegigen Vorstellungen Erich von Dänikens“ (S. 133), an die Dacqués Universum spekulativer Kreaturen erinnert. Es sind jene des Bernard Heuvelmans, „Vater“ der Kryptozoologie. Kryptozoologie begibt sich auf die Suche nach Tieren, die offiziell

nicht oder nicht mehr existieren oder dort auftauchen, wo sie natürlich eigentlich nicht vorkommen sollten. Auch sie untersucht neben Zeugenberichten ebenfalls Mythen und Sagen auf die Frage hin, ob es sich dabei um Beschreibungen realer, der Wissenschaft noch unbekannter Wesen gehandelt haben könnte. Dieser Ansatz ist vielleicht aus sozialwissenschaftlicher Perspektive etwas naiv, aber dennoch berechtigt.

Schwieriger wird es da schon bei Heuvelmans Universum fiktiver Kreaturen, das er auf der Basis von Sichtungen von „Seeungeheuern“, „Affmenchen“ oder sonstigem Getier konstruierte. Daraus wurden „Meerpferde“, „Vielhöcker“, „Super-Otter“ und vieles mehr. Die Tiere bekamen einen Namen und ein Verbreitungsgebiet. Dieses *Creature Building* wird heute von den wenigen paläontologischen Fachleuten, die sich mit Heuvelmans Spekulationen auseinandersetzen, zu Recht heftig kritisiert (Naish, 2017). Heuvelmans ging dabei sogar noch einen Schritt weiter als Dacqué. Wenn eine Sichtung aus einem spekulativen Verbreitungsgebiet eines fiktiven Tieres vorlag, dann ordnete er es gleich dieser fiktiven Kreatur zu, ohne dass er sich für die anatomischen Details des Gesichteten interessierte (Magin zit. nach Eberhardt, 2002: 479). Mit anderen Worten: Er passte die Indizien seiner Vorannahme an.

Und nun detoniert der Sprengsatz, den Magins Erinnerung an Dacqué freischaufelt. Das Resümee zum Pfälzer Denker am Ende des Kapitels stellt klar, dass seine Annahmen nicht in dem Versuch wurzeln, „rätselhafte fossile Tatsachen zu deuten, sondern umgekehrt in dem Verlangen, fossile und mythologische Indizien für eine bereits geahnte, komplexe philosophische Vorstellung aufzudecken“ (S. 137). Wenn wir die „komplexe philosophische Vorstellung“ durch die angenommene zoologische Realität ersetzen, befinden wir uns mitten im kryptozoologischen Dilemma. Wer will, kann den Begriff der „komplexen philosophischen Vorstellung“ sogar beibehalten, denn wir dürfen nicht vergessen, dass sich kreationistische Ansätze auch der Kryptozoologie als Beleg für ihre Thesen bedienen. In jedem Fall lassen Magins Schlussfolgerungen zu Dacqué uns kryptozoologisch Interessierte mit einer unangenehmen Frage zurück: Tun wir nicht das Gleiche wie Dacqué, wenn wir mythologische Figuren wie den „Bigfoot“, das „Loch-Ness-Monster“ oder die „Seeschlange“ für Reliktpopulationen ausgestorbener Urtiere halten?

Der Doppelblick auf Heuvelmans und Dacqué zeigt: Menschen machen zu unterschiedlichen Zeiten die gleichen Denkfehler. Doch aufgrund ihres unterschiedlichen historischen Kontexts lässt sich die Ähnlichkeit in ihren gedanklichen Fehlkonstruktionen nicht gleich erkennen. Wir können also nicht daraus lernen. Und daher wiederholt sich die Geschichte des menschlichen Irrs immer wieder aufs Neue.

Dacqué schrieb in einer Zeit, in der durch die Evolutionstheorie vom modernen Menschen den religiösen Schöpfungsmythen der Fehdehandschuh hingeworfen worden war. Berechtigt der Versuch, beide Ansätze zu versöhnen. Auch Heuvelmans Hoffnung, neue, große Tierarten zu entdecken, erscheint weniger gewagt, wenn man bedenkt, dass zu seiner Zeit die letzte Entdeckung großer Tiere nicht so weit zurücklag. Doch beide verrannten sich in einem fiktiven Gedankengerüst, das weder imstande war, das zugrunde liegende Problem zu lösen, noch für die Nachwelt in dieser Form irgendeinen Nutzen für den Erkenntnisgewinn darstellte (es sei

hier noch einmal ausdrücklich betont, dass mit dieser Passage lediglich die „Evolutionstheorie“ Dacqués gemeint ist, nicht seine Leistungen in der vergleichenden Anatomie fossiler Tiere).

Auch als erklärter Kryptozoologe kann man heute über Heuvelmans Theorien lachen. Zumindest stellen seine Werke weiterhin ein gewaltiges Sammelsurium interessanter Sichtungen dar, deren Untersuchung eventuell sogar lohnende, wenn auch weniger spektakuläre Ergebnisse bringt. Doch so leicht kann man sich bei einem fortianischen „Veteranen“ wie Ulrich Magin nicht davonstellen. Die Kritik in diesem Kapitel, die sich aus der spekulativen Paläontologie Edgar Dacqués ableitet, ist grundsätzlicher. Vielen Kryptozoologen dämmert es, dass die heutige Existenz unentdeckter großer Tiere aufgrund ökologischer und biologischer Bedingungen zumindest sehr unwahrscheinlich ist. Deshalb versuchen sie die Kryptozoologie zu retten, indem sie die Berichte von mythologischen Kreaturen als überlieferte Erinnerungen an Begegnungen mit Megafauna oder anderen Menschenarten im Pleistozän interpretieren. Auch der Verfasser dieser Buchbesprechung hat diese Möglichkeit im Zusammenhang mit dem „spanischen Yeti“, dem Basajaun, angedacht (Ehret, 2019). Und hier fällt auf, dass auch dieser Gedanke nicht neu ist. Edgar Dacqué bezeichnete die Erinnerung an frühere Epochen als „Rassengedächtnis“ und tat im Prinzip dasselbe, was „geläuterte“ Kryptozoologen heute tun, wenn sie mythologische Überlieferungen als Zeugnisse vergangener Begegnungen mit heute ausgestorbenen Tierarten deuten.

Die Parallelen zwischen Dacqués (aus heutiger Sicht) abstrusen Vorstellungen und kryptozoologischen Annahmen sind auf verheerende Weise einleuchtend. Wir müssen akzeptieren, dass es eventuell gar kein Lebewesen aus Fleisch und Blut hinter dem Mythos gibt. Im Gegenteil: Möglicherweise existieren die Annahmen und Geschichten zuerst und determinieren unsere Wahrnehmungen der natürlichen Umwelt, ohne dass jedoch jemals ein ursächlicher natürlicher Stimulus dafür existiert hat.

Mögen wir hoffen, dass Dacqués „Originalität im Denken“ (S. 134), die Magin ihm letzten Endes doch zugesteht, nicht gänzlich ein Lehrbuch für die Irrungen eines genialen Geistes darstellt, sondern sich in ihr fruchtbarer Erkenntnisgewinn verbirgt, der einer post-heuvelmannschen Kryptozoologie zugute kommen könnte. Dann müsste man sich nicht schämen, wenn man überlieferte Erinnerungen an die menschliche Vorzeit als Erklärung für das eine oder andere mythologische Wesen in Betracht zieht. Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Und raus aus dem Dilemma führt er nur, wenn man umgekehrt an die Sache herangeht als Dacqué und Heuvelmans: Anstatt die Existenz der Kreatur a priori als Tatsache festzulegen, müsste man von Fall zu Fall die Geschichte des „Monsters“ samt ihren soziokulturellen Kontext abarbeiten, bis man geklärt hat, wie sich der Mythos entwickelt hat. Wenn wir dann bis ins Pleistozän zurückwollen, muss man sich aber fragen: Wird es uns jemals gelingen, hier irgendetwas zu beweisen?

Es ist also nicht schwer, in dem Porträt über Pfälzer Anknüpfungspunkte für die thematischen Schwerpunkte der Anomalistik zu finden. Die Lektüre erweist sich daher in jedem Fall als gewinnbringend. Doch auch Interessierte der Regional- und Weltgeschichte finden aufschlussreiche Details aus verschiedensten Epochen, in die uns der Autor einführt. Dazu ist

das Werk überwiegend unterhaltend geschrieben und in klarer Sprache verfasst. Der Ritt durch die Pfälzer Weltgeschichte lohnt sich also!

Literatur

Eberhart, G. (2002). *Mysterious creatures: A guide to cryptozoology*. ABC-CLIO.

Ehret, P. (2019). *Das mögliche Unmögliche: Yetis in Spanien*. <https://netzwerk-kryptozoologie.de/basajaun2/>

Magin, U. (2002). Raumschiff oder Gotteserscheinung? Die Visionen des Hesekiel. *ET*, 18, 4–14.

Naish, D. (2017). *Hunting monsters: Cryptozoology and the reality behind the myths*. Sirius.

Martin Ehlers (Hrsg.)

Alltagsmagie

Riten, Schutzzauber und Bauopfer

Maulbronn: Verlag am Klostertor Maulbronn, 2020

ISBN-13: 978-3-926414-36-6, 108 Seiten, € 14,50

Rezensent:

GERHARD MAYER¹⁰

In der Klosterstadt Maulbronn im Nordschwarzwald, genauer gesagt im Dorfmuseum „Steinhauerstube“ des Maulbronner Stadtteils Schmie, wurde vom 7. Juni bis zum 6. Dezember dieses Jahres eine kleine, aber interessante Ausstellung zum Thema „Alltagsmagie“ angeboten, zu der auch ein Katalog herausgegeben wurde. Die Ausstellungsmacher hatten das Pech, dass der Ausstellungsbesuch durch die Corona-Maßnahmen zeitweilig nicht möglich war. Allerdings wurden diese Einschränkungen insofern abgemildert, als der Bürgerverein Schmie e.V. die Möglichkeit anbot, online einen virtuellen Ausstellungsbesuch zu machen.¹¹ Dabei konnte man auf der Webseite des Museums dessen Räume „betreten“ und einzelne Exponate oder Exponatgruppen inklusive begleitender Texte betrachten.

¹⁰ Siehe Fußnote 3.

¹¹ <https://steinhauerstube.de/CMS/alltagsmagie/>

Die virtuelle Ausstellung wird auch noch nach dem 6. Dezember zugänglich sein, aber eventuell unter einem anderen Link, wie mir mitgeteilt wurde. In jedem Fall sollte sie leicht unter www.steinhauerstube.de zu finden sein.

Der Blick auf die Objekte beim virtuellen Besuch regt zum Besuch an, findet man doch Schönes, Interessantes und Skurriles von teilweise starker Ausstrahlung und Ausdruckskraft. Deshalb ist es zu begrüßen, dass ein reich mit Abbildungen versehener Ausstellungskatalog erhältlich ist.

Die starke Wirkung alleine schon dieser Abbildungen rührt sicherlich daher, dass die Objekte hauptsächlich aus den Sammlungen zweier Enthusiasten stammen, die um regionale Bestände aus der Gegend von Maulbronn ergänzt wurden. Der Möbelrestaurator Rainer Scherb interessiert sich in besonderem Maße für sogenannte Feierabendziegel, handgemachte Zierziegel auf alten Dächern, die mit Sprüchen, Zeichnungen und Symbolen verziert sind und Schutzcharakter haben können, wenn z.B. ein Pentagramm eingeritzt oder eine Kinderhand in den noch weichen Ton eingedrückt wurde. Der Ethnologe Frank Dähling hat über Jahrzehnte hinweg Objekte bäuerlichen Lebens gesammelt und stellt sie in einer alten, restaurierten Mühle in einem kleinen Museum aus.¹² Die Ausstellungsstücke aus Maulbronn und der regionalen Umgebung ergänzen diejenigen aus den beiden genannten Sammlungen sehr gut, denn auch hier finden wir Geschichtsträchtiges mit Bezug zur Magie, denn der Alchemist, Magier und Wunderheiler Johann Georg Faust soll 1480 in Knittlingen geboren sein, das zum Kloster Maulbronn gehörte.

Diese Geschichtsträchtigkeit der Objekte lässt schnell und auf natürliche Weise an das Thema Aberglaube denken – die Vorstellung, wie stark der Alltag vor noch gar nicht so langer Zeit von solch magischem Denken geprägt war, das uns heute fremd erscheint –, auch wenn manches manchen unter der älteren Leserschaft doch wieder eigentümlich vertraut vorkommen mag, vor allem, wenn man in ländlichem Gebiet aufgewachsen ist. Diese „fremde Vertrautheit“ – Freuds Aufsatz „Das Unheimliche“ (1947) kommt einem hier in den Sinn, mit dem er das verborgene Gehaltene, aber dennoch Bekannte, zum „Heim“ Gehörende meint –, diese fremde Vertrautheit also scheint mir für einen Großteil der Faszination verantwortlich zu sein, die von diesen zumeist volkstümlichen Objekten ausgeht. Nun könnte man zu Recht sagen, dass wir auch in der heutigen Zeit keineswegs frei von magischem Denken und alltagsmagischen Praktiken sind, auch wenn dies oft wenig reflektiert oder völlig unbewusst geschieht, also, um noch einmal Freud zu bemühen, im Verborgenen seine Heimstatt hat. Der Herausgeber des Katalogs, Martin Ehlers, spricht dies in seinem einführenden Text „Alltagsmagie – eine Umschau“ auch an, wenn er etwa auf den Fetischkult im Zusammenhang mit Popstars und berühmten Sportlern hinweist. Dass bei genauerem Hinschauen an noch viel mehr Stellen magische Vorstellungen im Alltag handlungsleitend wirksam werden, soll hier nicht weiter vertieft werden. Bezogen auf leidenschaftliche Sammlungstätigkeit – und hier müssen wir nicht nur an die beiden oben genannten Enthusiasten denken – zitiert Ehlers den Ethnologen Werner Muensterberger, der vermutet, „daß der eigentliche Ursprung dieser Neigung [zum Sammeln] der seelische Zustand ist, der zu dem mehr oder weniger permanenten Versuch führt, sich mit magischen Gegenständen zu umgeben“ (Muensterberger & Bußmann, 1995: 28, zitiert nach Ehlers, S. 5). An dieser Stelle sei noch ein weiteres Zitat angeführt, das Frank

12 Es handelt sich um die Raußmühle bei Eppingen.

Dähling seiner „Einführung“ voranstellt (S. 2) und das von Voltaire stammt: „Ich bin viel zu aufgeklärt, um nicht abergläubisch zu sein“.

Die Texte in dem Katalog sind, wenn sie den rein beschreibenden Duktus verlassen, mit viel Respekt für die Menschen in den „vergangenen Zeiten“ geschrieben und zeugen nicht von einem überheblichen Blick aus der gegenwärtigen Moderne.

Für diejenigen, die sich für Konzeptionen und Definitionsfragen von Magie interessieren, bietet der Katalog erhellendes Anschauungsmaterial. Eine oft geführte Diskussion betrifft die Abgrenzung von Religion und Magie, wobei z. B. Religion das Identitätsstiftende und Magie das auszugrenzende „gefährliche Andere“ sei (vgl. Kippenberg & Stuckrad, 2003: 155–164), Religion sei gut und sozial orientiert, Magie egoistisch, Religion bittend, Magie manipulierend und fordernd. Allerdings sehen inzwischen immer mehr Religionswissenschaftler diese Diskussion als ein künstliches Problem an. Viele Objekte dieser Ausstellung zeigen die innige Verbindung von „magischem“ und „religiösem“ Denken und Handeln. Sie sind treffliche Beispiele für Synkretismen, über die wir üblicherweise eher im Zusammenhang mit außereuropäischen Kulturräumen wie etwa Brasilien sprechen. Hier zeigt sich, dass das Zusammenbringen der beiden volkskundlichen Sammlungen mit Objekten aus dem Bereich des Klosters Maulbronn sehr fruchtbar ist. Der bäuerlichen Alltagsmagie werden religiös-magische und mit dem Faust-Thema auch noch wissenschaftlich-magische Ansätze und Denkweisen zur Seite gestellt. Theorie und reine Lehre genügen nie, die alltäglichen Bedürfnisse zufriedenzustellen, und dementsprechend verließen sich die Menschen zu jenen Zeiten nicht allein auf das, was die christliche Doktrin vorschrieb.

Gleich zu Beginn des Katalogs befindet sich die Abbildung eines mit magischen Objekten vollgestellten Raumes, der einer bäuerlichen Rumpelkammer gleicht und eine „magische Welt“ symbolisieren soll, „in der es von Geistern und Dämonen, von Kobolden und Elfen nur so wimmelte“ (S. 2). Der Katalog hat selbst etwas von dieser Qualität. Zwar ist er in einzelne Kapitel aufgeteilt, doch fehlen ein Inhaltsverzeichnis und auch biografische Informationen zu den beitragenden Autoren. Es gibt Texte zu Hexen, Hexenverfolgung, Faust bzw. dem Agrippa von Nettesheim-Schüler Johann Weyer, der über Faust und seinen Bezug zu Knittlingen und Maulbronn schrieb, über Geister- und Hexenglaube, Bauopfer, Schutzzauber, „Krankheit, Medizin und Glaube“, „Kreuzungen mit der christlichen Religion“, um einige Abschnitte und Überschriften anzuführen, und zum Schluss noch das Kapitel „Alltagsmagie der Gegenwart“, in dem auch im heutigen Deutschland noch bekannte und gängige Glaubensvorstellungen und Praktiken beschrieben und erklärt werden.

Diese „Lässigkeit“ der Struktur hat mich beim Schmökern wenig gestört (wenn man allerdings etwas nachschlagen will, ist sie etwas lästig), eher die Tatsache, dass man manchmal mit den – teilweise sehr ausführlichen – Texten zu den Abbildungen und dem laufenden Kapiteltext durcheinander kommt. In der ersten Kataloghälfte wird zwar insofern unterschieden, als die Texte zu den Abbildungen kursiv gedruckt sind, doch diese Unterscheidungsmöglichkeit verliert sich in der zweiten Hälfte weitgehend. Allerdings ist dort der Text insgesamt stärker auf die Abbildungen bezogen. Dies ist ein Wermutstropfen, den man aber in Kauf nehmen

sollte, denn die Texte selbst sind sehr informativ und führen in eine interessante Welt ein, die einmal unsere eigene war und die uns vielleicht nach wie vor mehr prägt, als wir wahrhaben wollen.

Literatur

Freud, S. (1947). Das Unheimliche. In S. Freud (Hrsg.), *Gesammelte Werke 12: Werke aus den Jahren 1917–1920* (S. 227–268). Imago.

Kippenberg, H. G., & Stuckrad, K. v. (2003). *Einführung in die Religionswissenschaft: Gegenstände und Begriffe*. C. H. Beck.

Mayer, G. (2008). *Arkane Welten: Biografien, Erfahrungen und Praktiken zeitgenössischer Magier*. Ergon.

Muensterberger, W., & Bußmann, H. J. (1995). *Sammeln: Eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven*. Berlin.